

Hieronymus Bosch und die beglückende Heiterkeit der Hölle

DIE WELTWOCHEN

Nummer 8 – 25. Februar 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Streit in der FDP:
Schneider-Ammann
gegen Burkhalter



Der grosse Unterschied

Warum Frauen anders sind.
Von Philipp Gut

source ETF-Lösungen

Für einzigartige Investitionsmöglichkeiten in Exchange Traded Funds, probieren Sie Source. sourceetf.ch

Die von Source angebotenen Produkte setzen ihr Kapital Risiken aus. Anleger erhalten den ursprünglich investierten Betrag möglicherweise nicht zurück. Diese Anzeige wurde von der Source Schweiz GmbH, Kappelerstrasse 11, 8001 Zürich, herausgegeben. Die Source Schweiz GmbH ist von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) als Vertriebssträger zugelassen und untersteht deren Aufsicht.





JUGENDSTIL IN DAVOS

Esplanade Belle Epoque. Die schönsten Eigentumswohnungen von Davos: Historische Pracht trifft auf elegante Moderne, zeitgenössisches Design im Glanz der Belle Epoque, oberhalb Davos-Platz, an Südlage mit fantastischer Aussicht. Es sind noch 3 Wohnungen im Angebot (Strelastrasse 2, Davos Platz).

Besichtigungstermine nach Vereinbarung

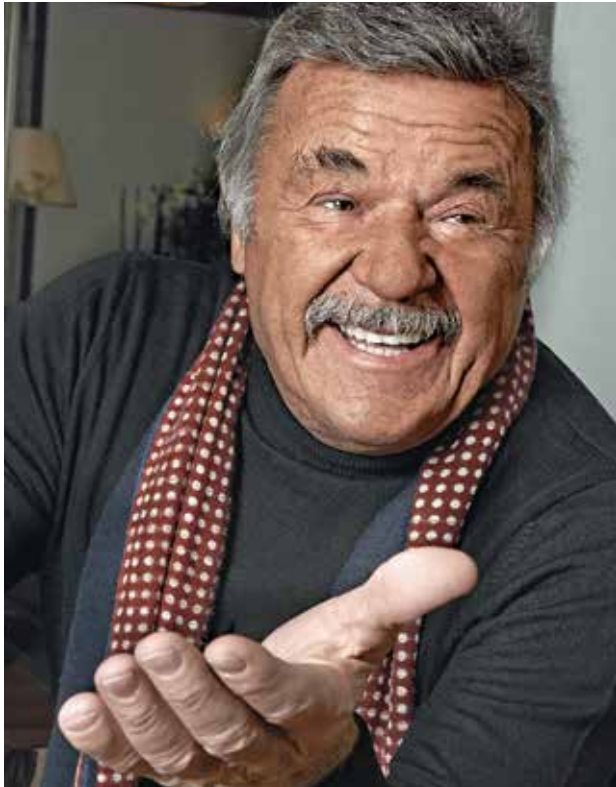
Kontakt: Irmgard Planzer, Tel. 079 362 21 21

www.esplanade-belle-epoque.ch

meiliunternehmungen
Wir setzen Akzente.

ESPLANADE
Belle Epoque

Als *Weltwoche*-Vize Philipp Gut kürzlich ein wissenschaftliches Podium zum Stand der Geschlechterforschung in Stuttgart moderierte, war er angetan vom Vortrag des Wiener Neurowissenschaftlers, Psychiaters und Buchautors



Laut, glamourös, polarisierend: Hausi Leutenegger.

Raphael Bonelli. Dieser fiel vor seinem Auftritt dadurch auf, dass er seinen kleinen Sohn ständig auf den Armen hielt. Seine Frau sass entspannt daneben. Für die aktuelle Titelgeschichte zu den unterschiedlichen Fähigkeiten und Verhaltensweisen von Mann und Frau hat Gut Bonelli erneut in seiner Praxis in Wien getroffen und die neusten Forschungsergebnisse ausgewertet. **Seite 14–20**

Viel wurde in jüngerer Zeit über Flüchtlinge und Asylzentren geredet, über Widerstände aus der Bevölkerung und Sorgen von Anwohnern. Doch wie sieht der Alltag im Asylantenheim aus der Innenperspektive aus? Redaktor Alex Baur hat die sehr persönlichen und subjektiv gefärbten Wahrnehmungen eines jungen Zivildienstlers aufgezeichnet, der im Kanton Aargau während eines guten halben Jahres junge Asylsuchende betreut hat, von denen die meisten in seinem Alter sind. Der Gesamteindruck ist durchzogen: Von einem Chaos kann zumindest im Aargau keine Rede sein, logistisch wurde der Ansturm der letzten Monate tadellos bewältigt. Doch die Perspektiven der jungen Migranten sind ziemlich trostlos. **Seite 32**

Die Erde dreht sich um die Sonne. Das lässt sich nicht wegdiskutieren. Wer aber mit Hans Leutenegger unterwegs ist, kann das Gefühl erhalten, die Erde drehe sich um «Hausi». Der Mann feierte im Januar seinen 76. Geburtstag, aber er bewegt sich noch immer durchs Leben, als sei er ein Teenager auf Entdeckungsreise. Vor allem zieht er die Aufmerksamkeit auf sich, als habe er seine olympische Goldmedaille nicht vor 44 Jahren, sondern vor 45 Minuten gewonnen oder als sei er soeben für den Oscar als bester Hauptdarsteller nominiert worden. Hausi Leutenegger ist anders als die meisten Schweizer: laut, glamourös, grosszügig, polarisierend – und gänzlich unbescheiden. Selbst wenn er nicht mehr auf der Leinwand zu sehen ist, spielt er seine beste Rolle noch immer täglich: Hausi National! Eine überraschende Begegnung mit einem herausragenden Schweizer. **Seite 34**

500 Jahre nach seinem Tod fasziniert der Teufelsmaler Hieronymus Bosch mehr denn je. Die grosse Ausstellung in Boschs Heimatort 's-Hertogenbosch lockt Hunderttausende aus aller Welt an. Bei Bosch gilt: Je näher die Hölle, desto fantasievoller die Bilder. Die Verdammnis ist ein Ort voller wundersamer Dämonen und schräger Folterinstrumente, die eher Neugier

wecken als Furcht einflössen. Was trieb den Künstler an? Rico Bandle hat sich auf den Weg in die Niederlande gemacht, um dem ebenso rätselhaften wie faszinierenden Maler auf die Spur zu kommen. **Seite 60**

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: infoAaextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Hello Tomorrow Emirates

Hissen Sie die Segel zu einer Mondscheinfahrt Wir sehen uns in Dubai

emirates.ch

Grosszügige Gepäckbestimmungen ♦ Bis zu 2'000 Unterhaltungskanäle

Emirates fliegt zweimal täglich von Zürich und einmal täglich von Genf nach Dubai. Weitere Informationen auf emirates.ch, telefonisch unter 0844 111 555 oder in Ihrem Reisebüro.

Droge EU

Die Briten werden kaum aus der EU austreten. Die Schweiz muss für sich selber schauen.

Von Roger Köppel

Die Zeitungen sind voll mit Kommentaren zu den Verhandlungen zwischen Brüssel und London. Premier Cameron kam mit ein paar Zugeständnissen nach Hause, die seinem Land eine gewisse Autonomie und Schutz vor allzu frechem Sozialmissbrauch bringen sollen. Es war nicht viel, was Cameron herausholte. Trotzdem bin ich ziemlich sicher, dass die Briten im nächsten Juni nicht für einen Austritt aus der Europäischen Union stimmen werden.

Die Gründe dafür sind weniger rationaler als psychologischer Natur. Die Briten sind eine ehemalige Weltmacht. Sie haben innerhalb der letzten anderthalb Jahrhunderte ihr Weltreich und ihre globale Vormachtstellung an die Amerikaner verloren. Der Phantomschmerz nagt, was die grosse Zahl an erfolgreichen Büchern erklärt, die sich melancholisch mit dem politischen Geltungsverlust beschäftigen. Die Briten schwelgen in Erinnerungen an ihre Könige, ihre militärischen Erfolge, ihre einstige Grösse. Deshalb werden sie, murrend zwar, aber trotzdem, in der EU bleiben.

Um Länder und Völker zu verstehen, muss man ihre Geschichte kennen. Die Geschichte Europas ist die Geschichte ihrer missratenen Eroberungen. Am erfolgreichsten die Römer, dann die Germanen, die Spanier, die Franzosen und die Deutschen haben es alle der Reihe nach versucht. Ihre Hegemonien endeten über kurz oder lang in Niederlagen oder Katastrophen, während die Briten auf Halbdistanz das Zünglein an der Waage spielten. Nach den letzten beiden verheerenden Weltkriegen entstand aus rauchenden Trümmern die EU als Selbsthilfegruppe von Gescheiterten, die neuerdings der Wunsch einte, ihre Grossmachtfantasien nicht mehr kriegerisch gegen-, sondern friedlich miteinander auszuleben.

Die EU hat seit ihren Anfängen eine merkwürdige Doppelnatur. Zum einen ist sie eine Art Selbstbindungsmechanismus, der die frühere Gefährlichkeit der europäischen Nationalstaaten im Kollektivismus gemeinschaftlicher Institutionen entschärfen will. Wie frischgeheilte, allerdings unheilbar sich selbst misstrauende Alkoholiker, die einst im Suff ihre Frauen erschlugen, haben sich die europäischen Nationen Fesseln und Rituale auferlegt, um den Räuschen des Nationalismus und des Eigenstolzes zu entgehen. Brüssel ist das Zentrum dieser politischen Trinkerheilstalt und als solche ganz bewusst schmucklos, ja gerade-



«Politische Trinkerheilstalt.»

zu steril gehalten, als ob der frühere Fahnenzauber und nationalpatriotische Überschwang, der ins Massenmorden zweier Weltkriege umschlug, auch architektonisch auf ewig gebannt werden müsse.

Zum anderen aber wurde die EU immer auch vom Nachglühen jener nicht totzukriegenden Reichsidee beflammt, die seit dem Untergang der Römer durch die Hirne der meisten europäischen Politiker geistert. In den keimfreien Kathedralen der EU strahlt die Restwärme der früheren, oft eingebildeten Grossartigkeit verlockend nach. Es ist das dreckige kleine Geheimnis der Brüsseler Euro-Elite, dass hinter der Pseudo-Bescheidenheit der grauen Glas-

bauten und den scheindemokratischen Endlos-sitzungen, in denen sich Funktionärslegionen über längst verabschiedete Communiqués beugen, immer noch der alte Wille zur Macht durchdrückt. Die EU ist ein faszinierendes Theater der Illusionen. Nicht machtlos und längst nicht so mächtig, wie es sich die Beteiligten einreden, aber immer noch mächtig genug, um den Ex-Grossmächten eine Art Ersatzdroge für ihre verblichenen Imperien zu liefern.

Die Briten hängen an dieser Droge. Sie werden die EU kaum preisgeben, genauso wenig wie die Deutschen, die Franzosen, die Spanier oder die Italiener. Eine der unheilvollsten Eigenschaften dieser EU, die an manchen Stellen giftige Verwesungsdämpfe abgibt, besteht darin, dass sie die an ihr Beteiligten in kaum auflösbare Abhängigkeiten hineintreibt. Die Politiker sind süchtig, weil sie auf der europäischen Bühne auftrumpfen und jemand sein können. Die EU bietet willkommene Fluchtwege aus den konkreten Verantwortlichkeiten national begrenzter und demokratisch kontrollierbarer Politik. Nationale Politiker blühen regelrecht auf, wenn sie in Brüssel die Welt retten dürfen, während sie es zu Hause weder fertigbringen, das Asylrecht durchzusetzen noch die Staatshaushalte einigermaßen im Gleichgewicht zu halten.

Dies alles ist brandgefährlich, und es wird noch gefährlicher dadurch, dass mittlerweile auch die EU-Mitgliedsländer heillos ineinander verstrickt und verwirbelt sind, ohne dass auch nur im Entferntesten ein demokratisch-rechtsstaatliches Verfahren in Sicht wäre, das die Handlungsfähigkeit dieses störungsanfälligen Geflechts gewährleisten könnte. Die Abhängigkeiten sind unüberschaubar geworden, und niemand hat einen Plan, wie man den kaum manövrierfähigen, von ansteckenden Krankheiten befallenen Koloss wieder gesunden könnte. Logisch wäre eine geordnete Schrumpfung, ein institutioneller Rückzug zu flexibleren Formen politischer Zusammenarbeit, aber dazu scheinen die Politiker, und ich vermute: auch die Mehrheit der Stimmbürger, in den tonangebenden Staaten aus den geschilderten Gründen noch nicht in der Lage. Oder finden die Briten unter dem geschmeidigen Verkäufer Cameron am Ende doch die Kraft, sich aus dem Verbund zu lösen? Ich bezweifle es.

Als Schweizer müssen wir uns darauf einstellen, dass die EU ein riskanter Nachbar bleibt. Ein ängstliches Schielen auf Grossbritannien bringt gar nichts. Die Briten sind Mitglied, die Schweiz ist es glücklicherweise nicht, auch wenn es neben Nationalratspräsidentin Markwalder viele weitere Politiker im Bundeshaus gibt, die sich an den Brüsseler Grössenfantasien noch so gerne betrinken würden. Volk und Stände haben es längst gemerkt. Auf rauer See sollte man sein kleines Schiff nicht an einem leckgeschlagenen Supertanker ketten. Ungebundenheit bleibt das Gebot der Stunde.





«Vorteile pflegen»: Stefan Pfister. Seite 46



Warum Frauen anders sind als Männer: Seite 14



«E.T. nach Hause telefonieren»: Seite 48



Himmel und Hölle: Hieronymus Bosch. Seite 60

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Bundesrat in Fesseln
- 9 Im Auge Kenneth Griffin, Highspeed-Manager
- 10 Immigration «Weiterwandernde Flüchtlinge»
- 11 Datenschutz Konkurrenz
- 11 Diktatoren Comeback
- 11 Frauen Nacktaktivistin
- 12 Nachruf Boutros Boutros-Ghali
- 12 Personenkontrolle Sommaruga, Schneider-Ammann, Burkhalter Maurer, Berset, Frey, Sarasin, Blocher etc.

14 Ideale Ergänzung

Was Männer und Frauen jeweils besser können

- 17 Männer Abwesenheit von Mut
- 18 Der Reiz, anders zu sein
Das Scheitern als Emanze – und das Glück, eine Frau zu sein
- 20 Universitäten Trinkende Dozierende
- 22 Die Deutschen Angela die Erste
- 22 Wirtschaft Verhänglicher Mehrzweck-Tunnel
- 23 Ausland David gegen Boris
- 24 Mörgeli Clint Eastwood aus dem Wallis
- 24 Bodenmann Eritreer als Bauernknechte
- 25 Medien Aussterbende Spezies
- 25 Gesellschaft Oscar & Chris
- 26 Darf man das? / Leserbriefe / Einwurf

Hintergrund

28 Wahl der Waffen

Streit unter den freisinnigen Bundesräten

30 Flüchtlinge aufnehmen um jeden Preis

31 Energie Subventionen statt Stromproduktion

32 Ansichten eines Asylhelfers

Die meisten Zuwanderer haben keine Perspektive

34 Herzlichkeit à discrétion

Hans «Hausi» Leutenegger, helvetischer Sonderfall

38 Der Tausend-Fragen-Mann

Wende im Korruptionsfall bei der Zürcher Sittenpolizei

40 Banken unter staatlicher Haube

Der unheimliche Übergriff von Politik und Verwaltung

43 Handel Lob der Spekulation

44 Zweifel, Zank und Ziellosigkeit

Konzeptlosigkeit in der Schweizerischen Bankiervereinigung

46 «Dann tut es weh»

KPMG-Schweiz-Chef Stefan Pfister zur Lage der Wirtschaft

48 Starb Jesus auch für Ausserirdische?

Wissenschaftler glauben an extraterrestrisches Leben

50 Trumps General

Donals Trumps Wahlkampfleiter Corey Lewandowski

56 Drei Engel für Bibi

Ein Trio starker Frauen arbeitet an einem neuen Israel



Weit entfernte Vergangenheit: Strassenszene in Havanna.

Reportage

52 Selbst Fidel Castro wurde unsichtbar

Touristen trinken Coca-Cola, Einheimische tragen Markenjeans, der Staat bezahlt Angestellte ohne eigentliche Aufgabe. Wo steht Castros Sozialismus heute?

Stil & Kultur

60 Heiter in die Verdammnis

Niemand hat Himmel und Hölle lustvoller abgebildet als Hieronymus Bosch

64 Nachruf Das italienische Universalgelehrte Umberto Eco

65 Klassik Riccardo Chailly, Chefdirigent des Lucerne Festival Orchestra

66 Top 10

66 Kino «Spotlight»

67 Jazz Phall Fatale

68 Namen Heimspiel am Herd

69 Hochzeit Meredith Bodgas und Paul Di Pilato

69 Thiel Exit

71 Im Gespräch Walter Schmid, Unternehmer

72 Auto Uhrenmanager Jean-Claude Biver über seine Faszination

73 Wein Magna Vides Ribera del Duero DO 2013

74 MvH trifft Jean-Michel Jarre, Komponist und Musiker

Autoren in dieser Ausgabe

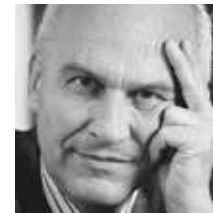
Heinz Zimmermann



Der Professor für Finanzmarkttheorie an der Universität Basel erklärt, warum eine fundamentale Ablehnung der Spekulation an den

Börsen für ihn zu kurz greift. Indem sich der Spekulant gegen die Masse stelle, stabilisiere er den Markt. Seite 43

René Zeyer



Der Journalist und Buchautor war bis 2000 Auslandskorrespondent für die *Neue Zürcher Zeitung* mit Wohnsitz in der kubanischen

Hauptstadt Havanna. In seiner Reportage porträtiert er die sozialistische Karibikinsel nach dem Ende des amerikanischen Handelsembargos. Seite 52

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCH



© Lamborghini



© Museo Ferrari



© Lamborghini



© Lamborghini



© Fototeca ENIT Vito Arcomano

Faszination Rennsport: VIP-Reise «Motor Mania»

Italienische Leidenschaften

Ferrari, Lamborghini, Ducati, Pagani – für die Freunde des Motorsports haben diese Marken einen unwiderstehlichen Klang. Tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der italienischen Edelschmieden auf der viertägigen Reise im «Tal der Motoren» zwischen Modena und Bologna.

Was wäre Mobilität ohne Italianità? Die weltberühmten Scuderias stehen für Schnelligkeit, handwerkliche Tradition und pure Emotion. Bei exklusiven Werksbesichtigungen und an Ausstellungen erkunden Sie die legendären Modelle, die mit ihrer unvergleichlichen Schönheit und Technik zu Ikonen der Rennsportgeschichte geworden sind.

Zu den Höhepunkten zählen die persönliche Begegnung mit Fabio Lamborghini und die Werksbesichtigung bei Ferrari mit der Möglichkeit, eine Testfahrt durch die euganeische Hügellandschaft zu unternehmen. Eine Parmigiano-Degustation und die ausgezeichnete Küche der Gourmetstadt Bologna machen die Reise zum perfekten Erlebnis. Sie logieren im 5-Sterne-Grand-Hotel «Majestic Già' Baglioni» im Zentrum von Bologna, in direkter Nachbarschaft des Palazzo Fava und der Piazza Maggiore.

Programm, Höhepunkte:

- 1. Tag: Reise nach Bologna**
 - Flug Zürich-Venedig
 - Busfahrt nach Bologna
 - Check-in und Apéro im Hotel
 - Altstadt-Rundgang und Abendessen
- 2. Tag: «Tal der Motoren»**
 - Besuch der Edelschmiede Pagani
 - Parmigiano-Degustation auf dem Landgut Panini
 - Werksbesichtigung bei Lamborghini, Sant'Agata Bolognese
 - Besichtigung des privaten Familienmuseums und Nachtessen mit Fabio Lamborghini
- 3. Tag: Ducati und Ferrari**
 - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ducati
 - Mittagessen Ristorante «Montana», Maranello
 - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ferrari
 - Fahrsimulator oder Testfahrt mit dem Ferrari F430 (optional)
 - Exklusives Abendessen in Bologna
- 4. Tag: Rückflug nach Zürich**

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Motor Mania» – Faszination Rennsport

Reisetermine:

20.–23. April 2016 und 7.–10. September 2016

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich-Venedig-Zürich (inkl. Gebühren)
- Transfer Flughafen-Hotel-Flughafen
- 3 Übernachtungen im Grand Hotel «Majestic Già Baglioni», inkl. Frühstücksbuffet
- Besuch bei Lamborghini, inkl. Abendessen
- Besuch bei Ducati und Pagani
- Besuch bei Ferrari, inkl. Mittagessen
- Parmigiano-Degustation, Altstadt Rundgang, exkl. Abschiedsessen
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Spezialpreise:

Fr. 2280.– pro Person, EZ-Zuschlag: Fr. 400.–
Begleitete Testfahrt im Ferrari F430
(Option: Fr. 150.–, 30 Min.)

Limitierte Teilnehmerzahl:

Maximal 20 Gäste pro Reiseternin. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über www.weltwoche.ch/platinclub oder Tel. 091 752 35 20, E-Mail: n.nessi@mondial-tours.com

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

www.weltwoche.ch/platinclub



Bundesrat in Fesseln

Von Markus Schär — Die Schweizer könnten von den Briten lernen, wie sich die EU zum Wandel zwingen liesse. Doch statt Brüssel setzt Bern sich selbst unter Druck.



Brüssel nicht verstimmen: Justizministerin Sommaruga.

Eigentlich könnte die Schweiz einfach zuschauen, als einziges Land Europas, wo das Volk dank direkter Demokratie Rechtsstaat und Vertragstreue, Schutz von Minderheiten und Vielfalt der Kulturen hochhält, auch ab nächstem Montag noch. Die Schweizer könnten gelassen und geduldig mit ansehen, wie die EU zerfällt: wie selbst die Deutschen und die Franzosen das Völkerrecht missachten, seien es die Genfer Flüchtlingskonvention oder die Abkommen von Schengen und Dublin. Wie die Griechen und die Italiener die Zentrale in Brüssel belügen (worüber sich diese auch bei Gästen aus der Schweiz beklagt). Wie die Eurokraten dafür über die Ungarn, die Slowaken und jetzt auch die Österreicher herfallen, die ihre Pflichten ernst nehmen, also vor allem die Grenzen schützen. Oder wie die Briten wohl in einem «Neverendum» (*Basler Zeitung*) eine EU anstreben, der auch die Schweiz beitreten könnte: einen offenen Wirtschaftsraum ohne Zentralisierung, Homogenisierung und Überregulierung.

Aber seit der Bundesrat am 9. Februar 2014 die Abstimmung über die Masseneinwanderung und damit auch über eine weitere Annäherung an die EU mittels Rahmenabkommen verlor, handelt er nicht mehr gelassen und geduldig. Er setzte sich selber unter Zwang und kommt deshalb unter Druck: Bis in einem Jahr

muss ein Gesetz vorliegen, wie sich die Einwanderung dank Höchstzahlen und Inländervorrang deutlich vermindern lässt. Und schon vorher muss das Abkommen über die Beteiligung am Forschungsprogramm Horizon 2020 feststehen – dafür aber müssten zuerst das Parlament und wohl auch das Volk der Erweiterung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien zustimmen. Bis am 23. Juni, wenn die Briten über den «Brexit» entscheiden, also den Austritt des Vereinigten Königreichs aus der EU, kümmert sich Brüssel aber gar nicht mehr um die Schweiz.

«Falscher» Volksentscheid

In einer Klausur am Mittwoch beriet der Bundesrat, wie es weitergehen soll; an der Sitzung von nächster Woche (wegen der Session erst am Freitag) beschliesst er wohl, was er vorschlagen will. Also vor allem, wie er die Fesseln sprengen kann, die er sich selber angelegt hat – weil er den «falschen» Volksentscheid von 2014 umbiegen, die Annäherung an die EU weitertreiben und deshalb die Eurokraten in Brüssel nicht verstimmen wollte.

Wie sich die Schweizer selber behindern, lässt sich am Streit um das Forschungsabkommen zeigen. Die Eurokraten schrien zwar auf, als das Volk eigenmächtig die Zuwanderung beschränkte; sie schlugen aber erst zurück, als das

»» Fortsetzung auf Seite 10

Das teuerste Bild



Kenneth Griffin, Highspeed-Manager.

Eine vertrauensvolle Oma und eine kluge Zeitung waren die Startvorgaben für einen Jungspund wie Kenneth Griffin, der 1986 als 18-jähriger Harvard-Student mit einem Darlehen seiner Grossmutter an der Wall Street zu spekulieren begann, überzeugt von einem Artikel im *Forbes*-Magazin. Griffin manövrierte sein Hedge-Fund-Konglomerat Citadel fast unbeschadet durch die jüngsten Turbulenzen, *Forbes* schätzt ihn 7,5 Milliarden Dollar schwer. Allerdings belasten ihn die geheim gehaltenen Kollateralschäden des Rosenkrieges gegen seine Exfrau Anne Dias Griffin. Die beiden hatten 2003 im Hameau de la Reine in Versailles geheiratet, dem Vergnügungspark der Königin Marie Antoinette. Ken Griffin macht seine Geschäfte im High-Speed-Handel, er jagt riesige Aufträge im Nanosekunden-Takt über den Erdball. Er selber legt sein Geld konservativ in Immobilien an, zuletzt 200 Millionen Dollar für das dreistöckige Penthouse am 220 Central Park South in New York, aber leidenschaftlich-verschwenderisch im Kunsthandel. Als Trostpflasterchen nach der Scheidung ersteigerte er sich letzte Woche das Bild «Interchange» Willem de Koonings für 300 Millionen Dollar und egalisierte damit den Weltrekordpreis, den im letzten Februar das Königshaus Katar für Paul Gauguins «Nafea faa ipoipo» (übersetzt: Wann heiratest du?) bezahlt hat. De Kooning starb 1997; er war mit zwölf in Holland von der Schule abgegangen und hatte sich in Amerika zuerst als Flachmaler durchgeschlagen. Der frisch von Ehefesseln befreite Griffin legte in seinem Einkaufs-Furor an der gleichen Auktion nochmals 200 Millionen drauf für das Gemälde «Number 17A» von Jackson Pollock, macht zusammen eine halbe Milliarde. Fairerweise muss gesagt werden, dass Griffin, der pro Monat 100 Millionen verdient und das im Scheidungsprozess nicht bestritt, auch schon eine halbe Milliarde für Universitäten, Museen, Stiftungen und Spitäler gespendet hat. Hat er auch Humor? Wie selbstironisch wirkt ein Bild von Jasper Johns, das er vor zehn Jahren für 80 Millionen Dollar erstand. Es ist mit «False Start» betitelt. *Peter Hartmann*

Justizdepartement eine Woche später erklärte, wegen der Verfassungsbestimmung lasse sich dem neuen EU-Mitglied Kroatien die Personenfreizügigkeit nicht gewähren. Aufgrund dieser – für Brüssel nicht hinnehmbaren – Diskriminierung schloss die EU die Schweizer Schüler und Forscher aus ihren Programmen aus. Dabei meint die Mehrheit der Rechtsgelahrten, beim Abkommen mit Kroatien handle es sich gar nicht um einen verbotenen neuen Vertrag, und der Bundesrat sieht es seit einem Vierteljahr auf einmal auch so. Das Departement von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) muss sich also den Vorwurf gefallen lassen, es habe die Strafaktion der EU provoziert. Und den Verdacht, dass dies bewusst geschah.

Wohlinszeniertes Drama

Der Bundesrat räumte das selbstgebaute Hindernis weg, dafür stellt das Bundesgericht wieder eines auf: Als «Bastion der Elite» (*Weltwoche*, Nr. 6/16) fand die eigenmächtige II. Öffentlich-rechtliche Abteilung Ende Januar, sie halte sich – ungeachtet des Volkswillens – an das Abkommen zur Personenfreizügigkeit; die Schweiz müsste es also kündigen, wenn sie zum Beispiel eine von Brüssel nicht bewilligte Schutzklausel einführen wollte. Die Regierung versetzte das Land Anfang Dezember in Stauen, als sie diese mutige (und verhandlungstaktisch richtige) Lösung vorschlug. Man darf gespannt sein, ob sie im Zuwanderungsgesetz, das der Bundesrat nächste Woche vorlegen will, erneut enthalten sein wird – und wie ernst er es damit meint. Vertreter von FDP und SP haben bereits angekündigt, die Ausrufung einer Schutzklausel im Parlament zu bekämpfen.

Es schadet nichts, wenn bis am 9. Februar 2017, also innert der vom Volk gesetzten Frist, kein Gesetz gegen die Masseneinwanderung zustande kommt. Wichtiger ist, dass die Schweizer geduldig und gelassen zuschauen, wie die EU auseinanderfällt, oder sich zumindest darauf besinnen, Brüssel unter Druck zu setzen statt sich selbst. Wie es geht, machen die Briten vor. Die Eurokraten gaben Premier David Cameron in einem wohlinszenierten Drama genau so wenig, wie er brauchte, um ohne Gesichtsverlust gegen den Brexit kämpfen zu können. Nur wenn das Volk dem Austritt zustimmt oder ihn knapp verwirft, zwingt es die EU dazu, sich wirklich zu ändern.

Darum hält Christoph Blocher an der Drohung fest, die Personenfreizügigkeit und damit das erste Paket der bilateralen Abkommen zu kündigen. Der Bundesrat müsste ihm dafür danken, denn mit dem Volk im Rücken könnte er in Brüssel härter auftreten, zumal die EU die Abkommen mit dem Partner nicht missen will, der sich treuer als alle Mitglieder an Verträge hält. Doch statt die Ketten zu sprengen, legt sich die Landesregierung lieber selber Fesseln an.

Immigration

«Weiterwandernde Flüchtlinge»

Von Peter Keller — Die Schweiz hält sich buchstabengetreu an das Dublin-Asylabkommen. Italien, Schlepper und Asyloptimierer freut's.



Überlastung: Asylsuchender in Palermo.

Zwischen der schönen Ankündigung und der weniger schönen Realität liegen exakt 159 721 Welten. Im vergangenen September beschloss die EU, 160 000 Asylbewerber aus Griechenland und Italien umzusiedeln. Tatsächlich wurden in den ersten vier Monaten gerade einmal 279 Asylbewerber in andere EU-Staaten verteilt. Gleichwohl heisst es aus dem Hause Simonetta Sommaruga: «Mehr denn je braucht es eine gemeinsame europäische Asylpolitik.» Von Naivität zu sprechen, wäre eine höfliche Untertreibung.

In der kommentierten Asylstatistik 2015 schreibt das Staatssekretariat für Migration (SEM) von «Überlastung des italienischen Asyl- und Aufnahmesystems» aufgrund des hohen Migrationsdrucks. Die Dublin-Zusammenarbeit mit Italien sei auch letztes Jahr «anspruchsvoll» geblieben. So reden sonst Sozialpädagogen. Auf Klardeutsch: Italien kommt seinen Verpflichtungen nicht nach – wie auch die Griechen nicht erst seit dem markanten Anstieg der illegalen Migration.

Beste Chancen, bleiben zu können

Die grösste Gruppe der Asylbewerber stammt wie schon zuvor aus Eritrea (mit 9966 Gesuchen). Aber die Zahlen aus Somalia (+54,1 Prozent), Äthiopien (+73,1 Prozent) und Gambia (+151,4 Prozent) sind ebenfalls stark angewach-

sen. Das SEM schreibt von einer «verstärkten Weiterwanderung» dieser Personengruppen, die sich zumeist schon länger in Italien aufgehalten haben – ohne dass sie registriert wurden.

Wer aus Italien in die Schweiz «weiterwandert», ist kein Flüchtling. Trotzdem werden diese Leute ins hiesige Asylverfahren eingespeist – und wer sich einmal dort drin befindet, hat beste Chancen, bleiben zu können, auch wenn ein negativer Asylentscheid vorliegt. Aufnehmen statt rückführen, lautet die Devise der SP-Bundesrätin Sommaruga.

Im letzten Jahr wurden an den Flughäfen Genf und Zürich 271 Einreiseanträge gestellt. Alle anderen der total 39 523 Asylgesuchsteller kamen über einen sicheren Dublin-Drittstaat in die Schweiz. Gleichwohl wurden bloss 17 377 Dublin-out-Verfahren eingeleitet (und lediglich 2461 Personen einem zuständigen Dublin-Staat überstellt). Auf Anfrage schreibt das SEM, die Schweiz wende Dublin «konsequent» an.

Warum werden weiterwandernde Asyloptimierer nicht gleich an der Grenze wieder zurückgewiesen? «Die blossе Durchreise durch einen Dublin-Staat führt nicht automatisch zu einer Zuständigkeit für ein Asylverfahren», erklärt das SEM. Nicht einmal, wenn dieser Staat, wie im Falle Italiens, gleichzeitig die Schengen-Aussengrenze bildet. Die Schweizer Behörden suchen brav nach Beweisen oder Indizien, woher die Gesuchsteller kommen, insbesondere in der Eurodac-Datenbank. Damit beisst sich die Katze wieder in den Schwanz: Italiens Registrierungseifer ist eben alles andere als schweizerisch «konsequent».

Vergehen an der humanitären Tradition

Während Deutschland in den grenzüberschreitenden Zügen immerhin Kontrollen des Grenzwachtkorps zulässt und die «weiterwandernden» Flüchtlinge zurücknimmt, bietet Italien keine Hand für eine Kooperation. Dafür kontrollieren italienische Zollbeamte in bemerkenswerter Gründlichkeit die Züge aus dem Wallis nach Italien. Typische Schweizer Einbahn-Politik. In Libyen warten weitere Hunderttausende Wanderflüchtlinge und ihre Schlepper.

Flüchtlinge, die gemäss Uno-Konvention keine Flüchtlinge sind, das Milliardenbusiness der Schlepper, die direkte Zuwanderung in den Schweizer Sozialstaat, die gescheiterte EU-Asylpolitik: In Wahrheit vergehen sich jene an der vielgerühmten humanitären Tradition unseres Landes, die dieses verrottete System aufrechterhalten.

Gates' Strategie

Von Beat Gygi — Der Gründer von Microsoft will nicht für die Marke Apple arbeiten.

Warum stellt sich Bill Gates, Gründer des Software-Riesen Microsoft und einer der Reichsten der Welt, in einer Datenschutzfrage eher auf die Seite des Staates als eines Informatikkonzerns? Der Computerhersteller Apple liegt in aufsehenerregendem Streit mit der amerikanischen Justiz, die die Herausgabe verschlüsselter Daten eines von einem Terroristen benutzten iPhone verlangt. Apple widersetzt sich mit dem Argument, dass damit quasi ein Hintereingang in das System des Mobiltelefons gebohrt würde, der im schlimmsten Fall genutzt werden könnte, um alle diese Geräte zu knacken. Damit würde der den Kunden versprochene Schutz ihrer Daten zunichtegemacht. Apple legt dar, man habe nach dem Terroranschlag in San Bernardino mit der Polizei zusammengearbeitet, um Informationen aus dem Mobiltelefon des Attentäters zu gewinnen, aber die Grenze sei erreicht, wenn man dafür das Softwaresystem öffnen müsste. Der Entscheid liegt nun bei den Richtern.

Die Apple-Spitze führt diesen Kampf zum Schutz der Privatsphäre der Handybesitzer natürlich auch als Kampagne für die Marke. Die Gelegenheit, sich als Verfechter der Privatsphäre zu positionieren, ist umso günstiger, als amerikanische Unternehmen in der Vergangenheit grosszügig Daten an den Staat geliefert und damit Vertrauen verspielt haben. Unterstützung erhält Apple von Informatikfirmen wie Facebook oder Twitter. Und warum nicht von Bill Gates? Wenn Gates nicht zur Profilierung des Konkurrenten Apple beitragen will, besteht für ihn die geeignete Strategie darin, den Fall herunterzuspielen. Das hat er in Interviews getan, als er sagte, es gehe lediglich darum, in diesem Einzelfall Informationen aus dem Gerät an die Behörden zu liefern. Pikanterweise wurde gleichzeitig bekannt, dass die Justiz schon für ein weiteres Dutzend iPhones die Datenherausgabe verlangt.



Heruntergespielt: Unternehmer Gates.

Comeback

Von Pierre Heumann — Das Szenario «Syrien mit Assad» wird immer wahrscheinlicher.

Ben noch galt er als Verlierer. Doch jetzt feiert Syriens Präsident Baschar al-Assad ein militärisches Comeback. Er erobert Gebiete zurück, die seine Truppen zuvor an seine Gegner verloren hatten. Das gelingt ihm nur, weil er von iranischen Soldaten unterstützt wird und die russische Luftwaffe seinen Truppen mit einem Bombenteppich den Weg ebnet.

Dass Assads Offiziere den Vormarsch nicht aus eigener Kraft schaffen, sondern nur mit Hilfe der Freunde in Teheran und in Moskau, hat Konsequenzen – für Assad, für Syrien und für die Region. Bleibt Assad an der Macht – und sei es auch nur in einem Rumpfstaat –, wird er von der schiitischen Regionalmacht, dem Iran, abhängig sein. Assad wird indessen nicht nur eine Puppe Teherans bleiben, sondern auch von Russland fremdbestimmt werden.

Als erstes «Friedensprojekt» wird Assad seine Armee aufbauen wollen. Denn er weiss: Ohne Einsatz von Panzern und Gewehren wird er sich nicht an der Macht halten können. Das ist auch seine Lehre aus dem Arabischen Frühling, von dem sich der Westen vor fünf Jahren Demokratie und Freiheit für den Orient versprochen hatte. Doch daraus wurde bekanntlich nichts. Das Chaos, das danach entstand, kann nur überwunden werden, wenn eine eiserne Faust die verfeindeten Kräfte, die sich bekriegen und gegenseitig massakrieren, unterdrückt. Stabilität hat sonst keine Chance.

Ägyptens Präsident Abdel Fattah al-Sisi ist so gesehen kein Ausreisser im einst erhofften demokratischen Trend, sondern typisch für die Art von Regimes, die im arabischen Mittleren Osten derzeit den Ton angeben. Die Karten im Orient werden neu gemischt. Als neue Ordnungsmacht tritt Moskau auf, nachdem sich die USA unter Barack Obama praktisch verabschiedet haben. Die jüngsten Entwicklungen in und um Syrien zeigen deutlich, wie stark Moskau im Orient engagiert ist und vor allem: wie potent Wladimir Putin das Geschehen beeinflusst, um die Interessen seines Landes zu fördern.

Ein Sieg Assads wäre nicht nur ein Erfolg für Russland, sondern auch für den Iran. Da die Islamische Republik Assad seit Jahren mit Geld, Waffen und Soldaten unterstützt, würde sich auch Teheran als Preisträger beglückwünschen. Was nicht nur die uralte Feindschaft zwischen Sunniten und Schiiten, zwischen Saudi-Arabien und dem Iran also, weiter anheizen würde. Die Aussicht auf noch selbstbewusster auftretende Mullahs sorgt darüber hinaus bereits jetzt in Jerusalem für einiges an Nervosität.

Nacktaktivistin

Von Claudia Schumacher — Nackt Geld verdienen und Feministin sein – geht das zusammen?



Klingt gut: Model Ratajkowski.

Emily Ratajkowski erregte 2013 erstmals grössere Aufmerksamkeit. Das damals 22-jährige amerikanische Model hielt in der Nacktversion des Videos zu «Blurred Lines» dem Sänger Robin Thicke ihre entblößten Brüste ins Gesicht, liess sich von ihm anfassen und bewerten: «Du bist die heisseste Schlampe in diesem Raum!» Für die beiden zahlte sich die Show in Cash aus. Das Lied wurde ein Riesenhit. Thicke wurde zwar von seiner Ehefrau verlassen. Mit Ratajkowski aber ging es aufwärts. Es scheint die Geschichte einer Frau zu sein, die bewusst vom Sexismus profitiert hat.

Selbstbestimmte Sexiness

Oder etwa nicht? Neuerdings macht Ratajkowski damit auf sich aufmerksam, dass sie gegen sexuelle Belästigung und die Diskriminierung von Frauen kämpft. Sie beschreibt in einem Essay, dass sie sich als Zwölfjährige mit Körbchengrösse D nicht immer wohl gefühlt habe. Das ist nachvollziehbar. Auch, dass man sich als Frau mitunter objektiviert und schäbig fühlen kann. Nicht jeder Blick auf das Äussere einer Frau ist schmeichelhaft. Es gibt unangebrachte Blicke und demütigende Avancen von manchen Männern.

Nur macht eine Frau mit diesen gemeinsame Sache, wenn sie sich in einem Musikvideo nackt ausstellt, als «Schlampe» bezeichnen lässt und sogar noch ihren Anti-Sexismus-Essay mit einem Nacktbild auf Instagram bewirbt. Ratajkowski sagt, sie wolle ihre Sexualität zelebrieren und selbst bestimmen. Das klingt gut. Nur würde es sich vielleicht mehr anbieten, das privat zu tun und nicht gleichzeitig nackt Geld verdienen zu wollen. Die beiden Anliegen beissen sich leider. Das Gewerbe, das aus nackten Frauenbrüsten Geld macht, tut dies dank der männlichen Gier. Weibliche Selbstbestimmung ist dort einfach weniger lukrativ.

Nachruf



Im Zentrum: Diplomat Boutros-Ghali.

Boutros Boutros-Ghali (1922–2016) — Er stand mehrmals im Zentrum der Weltgeschichte. So begleitete er den ägyptischen Präsidenten Anwar al-Sadat auf dessen historischem Flug nach Tel Aviv, eine Reise, welche die Grundlage für den späteren ägyptisch-israelischen Friedensvertrag legte, der bis heute Bestand hat. Boutros Boutros-Ghali blieb auf dem Parkett der internationalen Diplomatie zwar präsent. Allzu oft war ihm aber der Erfolg versagt. Er, der als erster Araber Generalsekretär der Vereinten Nationen wurde, konnte weder Massaker auf dem Balkan noch in Afrika verhindern. Seine Führungsschwäche in schwieriger Zeit lag auch am Misstrauen, das von Anfang sein Verhältnis zum Weissen Haus trübte. In seinen Memoiren beklagt er sich über Anweisungen der Amerikaner, die ihm vorschreiben wollten, wohin er nicht reisen dürfe, wen er besser nicht treffen solle und was er in seinen Reden lieber nicht sagen solle. Der promovierte Jurist für internationales Recht, stolzer Spross einer privilegierten Familie und Enkel eines ehemaligen ägyptischen Premierministers, wollte sich aber nicht ducken. Der Argwohn der USA gegenüber dem Kopten war so stark, dass sie sich seiner Wiederwahl als Chef der Uno widersetzen. Somit war er nicht nur der erste Araber an der Spitze der Uno, sondern auch der erste Generalsekretär, der nach fünf Jahren gehen musste. Der Spitzendiplomat blieb indes gefragt. Bis 2002 war er Generalsekretär der Internationalen Organisation der Frankophonie. Der Sorbonne-Absolvent starb am 16. Februar in Kairo. *Pierre Heumann*

Personenkontrolle

Schneider-Ammann, Burkhalter, Maurer, Berset, Frey, Sarasin, Blocher, Della Casa, Hengartner, Feusi, Brenn, Meyer, Wurst, Feri, Sommaruga, Riklin, Amherd, Merkel, de Maizière, Dettling

Bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative sei die einseitige Schutzklausel definitiv vom Tisch, verbreitete die *Sonntagszeitung* vor einigen Tagen. Doch am letzten Dienstag verschickte SP-Bundsrätin **Simonetta Sommaruga** einen von den FDP-Bundesräten **Johann Schneider-Ammann** und **Didier Burkhalter** mitunterzeichneten Vorschlag, der eine einseitige Anwendung der Schutzklausel vorsieht. Will heissen: Erzielt man bei den laufenden Gesprächen mit der EU keine Einigkeit, will die Schweiz die Migration aus der EU ohne Rücksicht auf die Personenfreizügigkeit selber drosseln. Konkret geht es um die Festlegung von Höchstzahlen und Kontingenten. Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) verlangt in einem Mitbericht die Festlegung von Höchstzahlen ohne Wenn und Aber. Sozialminister **Alain Berset** (SP) fordert den Ausbau der flankierenden Massnahmen. Die Anträge dienten als Tischvorlage für die europapolitische Klausur des Bundesrats, die am Mittwoch stattfand. (*hmo*)

Staatlich subventionierte Institutionen mischen sich in den Abstimmungskampf um die Durchsetzungsinitiative (DSI) ein. Am Eingang des Zürcher Schiffbaus von Schauspielhaus-Direktorin **Barbara Frey** hängt ein grosses Plakat – natürlich gegen das SVP-Volksbegehren, das sich erfrecht, dem Volksentscheid zur Ausschaffungsinitiative endlich nachzukommen. Auch Professoren der Universität Zürich nutzen ihre gutbezahlten Stellen, um Studenten auf ihre politische Linie zu bringen. Die Rede ist nicht von notorischen SVP-Gegnern wie **Philipp Sarasin**, der ein eher primitives Beschimpfungsvideo gegen **Christoph Blocher** «sehr cool» findet und es für eine «Zumutung» hält, über die DSI «überhaupt abstimmen zu müssen», wie er privat auf Twitter vermeldete. Es geht um Professoren wie den Archäologen **Philippe Della Casa**, der von seinem Uni-E-Mail-Account aus Studenten und Ehemalige dazu aufruft – wen überrascht's –, nein zur DSI und zur zweiten Gotthardröhre zu stimmen. Er könne nur eine Ablehnung empfehlen, so der politisierende Professor. Die Uni unter Rektor **Michael Hengartner** stört sich auf Anfrage nicht daran. Die eindeutige Empfehlung deutet sie fantasievoll als «Aufforderung, abstimmen zu gehen». Sollte es aber «beispielsweise zu Be-



Wo der Schuh drückt: Mattea Meyer.

schwerden von Studierenden über Professoren kommen, würde diesen selbstverständlich nachgegangen». Wir bleiben am Ball. (*gut*)

Das eidgenössische Parlament hat für 4,13 Millionen Franken seine Website neu programmieren lassen. Dabei ging vergessen, dass viele Links von externen Internetseiten auf eine der Zehntausenden von Unterseiten mit einzelnen Parlamentsgeschäften verweisen. Diese Links führen seit dem «Relaunch» der Website ins Leere. Den Schildbürgerstreich kommentierte **Dominik Feusi**, Journalist der *Basler Zeitung*, auf Twitter mit dem lakonischen Satz: «Wer vom Staat etwas anderes erwartet, ist naiv.» Was nun **Tristan Brenn**, Chefredaktor des Schweizer Radio und Fernsehens (SRF), in Wallung brachte: «Glauben Sie wirklich solchen Mist?», blaffte er den Berufskollegen an. Eine mögliche Erklärung für den Ausbruch: Als sich vor ein paar Jahren das Schweizer Fernsehen für viel Geld in «SRF» umtaufte und die Internetseite entsprechend umkabelte, unterlief dem parastaatlichen Medienkonzern derselbe Lapsus wie nun den Parlamentsdiensten. (*fsc*)

Mattea Meyer, 28, Juso-Aktivistin, seit letztem Herbst auch Nationalrätin für die SP Zürich, weiss, wo bei Frauen der Schuh drückt. Meyer engagierte sich beim SP-Frauenkongress letzten Samstag in Bern für einen von ihr mitgetragenen und mitunterzeichneten Antrag. Die SP-Frauen sollen neu «SP Frauen*» heissen. Das Sternchen symbolisiert, dass die SP-Frauen künftig auch Transfrauen (wie Eurovision-Song-Contest-Gewinnerin **Conchita Wurst**) repräsentieren. Denn im 21. Jahrhundert sei es nicht mehr länger tragbar, sich im Feminismus nur mit der unterschiedlichen Behandlung von



Kann nur Ablehnung empfehlen: Della Casa.



Durchreisquote zu hoch: Thomas de Maizière.



Experte für Schwanendreck: Marcel Dettling.



Auf allen Hochzeiten: Viola Amherd.

Mangel wäre: So gehören die CVP-Nationalrätinnen **Kathy Riklin** (ZH) und **Viola Amherd** (VS) sogar dem Unterstützungskomitee der Initiative an. Öffentlich dafür in die Bresche springen mochten sie dennoch nicht. Amherd war für die *Weltwoche* nicht für eine Stellungnahme erreichbar. Riklin betonte, sie sei nicht verheiratet und die Initiative betreffe nicht ihr «Kerngeschäft». Positiv betrachtet, kann man auf diese Weise am Abstimmungssonntag gar nicht verlieren. Geht die Abstimmung schief, so verbindet sie niemand mit den Namen Riklin und Amherd. Gibt es eigentlich auch eine Heiratsstrafe für jene, die auf allen Hochzeiten tanzen? (fsc)

Die deutsche Kanzlerin **Angela Merkel** (CDU) weigert sich seit Wochen, die Zuwanderung durch Obergrenzen zu limitieren – weil das angeblich unmöglich sei. Österreich hingegen ist fest entschlossen, ab sofort täglich nur noch 80 Asylanträge für das eigene Land entgegenzunehmen und maximal 3200 Migranten nach Deutschland durchreisen zu lassen. Prompt hat der deutsche Innenminister **Thomas de Mai-**

zière (CDU) das Nachbarland kritisiert – nicht etwa wegen der Verhängung der Obergrenzen, sondern weil die Kontingente für Durchreisende «viel zu hoch» seien. Während Berlin die Beschränkung des Migrationszustroms an den Grenzen des eigenen Landes als rechtswidrig und undurchführbar erachtet, soll Wien stellvertretend den «Job» machen. Schöne, neue europäische Flüchtlingspolitik! (are)

Marcel Dettling, 35, SVP-Nationalrat aus dem Kanton Schwyz, mausert sich zum Experten für Schwanendreck. Vor der Beratung der Umweltkommission über die Höckerschwan-Population in der Schweiz warnte eine Tierschützerin in einer E-Mail die Kommissionsmitglieder vor einer Regulierung der Bestände. In den letzten Jahren hat sich der Höckerschwan aufgrund übermässiger Fütterung stark vermehrt und verursacht nun Schäden durch Verrichten des «grossen Geschäfts» auf der Wiese. Daran haben Landwirte wie Dettling gar keine Freude. Also schlug der Schwyzer der Tierschützerin folgenden Deal vor: Er lade sie gerne zu einem Mittagessen ein. «Dann vermischen wir es mit dem Kot des Höckerschwans.» Wenn sie dann das Essen immer noch zu sich nehme, sei er einverstanden, dass durch den Kot kein Schaden entstanden sei. Die Dame spuckte Gift und Galle. (hmo)

Cis-Frau und Cis-Mann zu befassen, lautet die Begründung von Meyer und ihren Mitreiterinnen. Weiter: «Unser Kampf muss für die Befreiung aller (A-)Sexualitäten, Gender-Identitäten und Lebensformen, die heute unter dem cissexistischen heteronormativen Patriarchat leiden, eintreten.» Man begreift langsam, wieso die bisherige SP-Frauen-Präsidentin **Yvonne Feri** am Samstag zurückgetreten ist. (hmo)

Am Sonntag hat die CVP reelle Chancen, die Volksabstimmung zur Abschaffung der Heiratsstrafe zu gewinnen. Im Abstimmungskampf fiel es verschiedenen Podiumsveranstaltern allerdings schwer, prominente CVP-Frauen als Fürsprecherinnen für das Volksbegehren zu gewinnen. Dies, obwohl daran eigentlich kein

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Sergio Renna
Account Manager



Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Vernetzung Ihrer Standorte, Sicherheit Ihres Netzwerkes oder zum Anschluss Ihres Rechenzentrums haben – wir liefern die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Sergio Renna | Tel. 044 578 78 78 | upc-cablecom.biz
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc cablecom
business

Ideale Ergänzung

Von *Philipp Gut* — Politiker wollen uns einreden, dass Mann und Frau hinsichtlich Begabung, Verhalten und Interessen gleich seien. Prominente Naturwissenschaftler widersprechen. Neue Forschungen zeigen, wo die wesentlichen Unterschiede liegen.

Der 8. März ist in Russland ein wichtiges Datum, ja ein Festtag. Die Männer überreichen ihren Gattinnen, Geliebten oder Freundinnen Blumen, Schmuck und andere Geschenke. Auch in der Schweiz wird der internationale Tag der Frau begangen. Statt Rosen hagelt es hier aber Proteste. Politiker beiderlei Geschlechts werden auch dieses Jahr wieder eine angebliche Diskriminierung der Frau in Gesellschaft und Arbeitswelt beklagen und Quoten, Lohnkontrollen und weitere staatliche Eingriffe fordern. Sie können sich dabei auf die sogenannten Genderstudies berufen, die sich, von Amerika herkommend, auch an deutschsprachigen Universitäten und Hochschulen flächendeckend ausgebreitet haben. Deren These lautet im Kern, dass es keine biologisch bestimmten Geschlechter gibt, vielmehr seien die Rollen, die wir als Mann oder Frau spielen, «konstruiert», also das Produkt kultureller und gesellschaftlicher Einflüsse.

Diese Idee ist mächtig: In Deutschland gibt es bereits rund 200 Lehrstühle für Genderstudies. Der Staat macht grosszügig Geld dafür frei, und die Forschung richtet sich danach. Auch in der Schweiz, etwa beim Nationalfonds, aber auch auf der Ebene der einzelnen Hochschulen werden Projekte bevorzugt gefördert, die einen Gender-Ansatz verfolgen. In den Schulen wird eine Sexualpädagogik vermittelt, die Geschlecht und sexuelle Orientierung als individuelle Wahl propagiert. Vorangetrieben wird diese Entwicklung seit ihren Anfängen von Geistes- und Sozialwissenschaftlern, von Philosophen, Historikern, Soziologen. «Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird dazu gemacht», behauptete die französische Denkerin Simone de Beauvoir, die Muse Jean-Paul Sartres.

Normalen Leuten mag diese Gender-Theorie nie wirklich eingeleuchtet haben – doch jetzt regt sich Widerstand auch innerhalb der Akademien. Einer der prominentesten Kritiker im deutschsprachigen Raum ist der Konstanzer Evolutionsbiologe Axel Meyer. Er bezeichnet die Gender-Theorie als «antiwissenschaftlichen Hokuspokus» und rät, in politischen und gesellschaftlichen Debatten wieder vermehrt auf die Naturwissenschaftler zu hören.

Meyer hat kürzlich ein Buch vorgelegt, in dem er den neusten Stand der Wissenschaft zur Frage ausbreitet, worin sich Frauen und Männer unterscheiden und woher diese Unterschiede stammen («Adams Apfel und Evas Erbe. Wie

die Gene unser Leben bestimmen und warum Frauen anders sind als Männer»). Weitere Inspirationsquellen bei unseren Recherchen waren der britische Psychopathologe Simon Baron-Cohen und der Neurowissenschaftler und Psychiater Raphael Bonelli, den wir in seiner Praxis in Wien getroffen haben. Denn ob man die Unterschiede zwischen Mann und Frau ernst nimmt, das hat auch ganz praktische Auswirkungen auf das Zusammenleben der Geschlechter (siehe Artikel Seite 18).

Allein in den letzten fünfzehn Jahren sind über 30 000 wissenschaftliche Artikel zum Thema erschienen. Viele Erkenntnisse gelten mittlerweile als gesichert. Schon die körperlichen Merkmale sind augenfällig und prädestinieren Mann und Frau für bestimmte Tätigkeiten. Durchschnittlich erreichen Frauen nur 55 Prozent der Muskelkraft, 65 Prozent der

Wer sich durch viel Empathie auszeichnet, ist schlecht im Systematisieren – und umgekehrt.

physischen Leistungsfähigkeit und 67 Prozent der Ausdauer von Männern. Niemandem käme es deshalb in den Sinn, eine Frauenquote für Kanalarbeiter oder Lastenträger im Himalaya zu fordern.

Die Lebenserwartung des weiblichen Teils der Menschheit liegt mehrere Jahre höher – und zwar in sämtlichen Kulturen der Welt. Trotzdem müssen Frauen oft weniger lang arbeiten und weniger Sozialversicherungsbeiträge bezahlen. Auch Militärdienst müssen sie selten leisten. In den Reden des 8. März wird das kein Thema sein. Politisch umstrittener, aber wissenschaftlich ebenso klar belegt sind Differenzen punkto Intelligenz, Verhaltensweisen und Fähigkeiten. Dazu haben Neurowissenschaftler, Biologen und Evolutionsforscher in den letzten Jahren interessante und teilweise auch amüsante neue Fakten präsentiert.

Der Autist als Supermann

Nur fünf Prozent der Nobelpreisträger sind Frauen, die Fields-Medaille – die wichtigste Auszeichnung für Mathematiker – wurde erst einmal an eine Frau verliehen. Diese einseitige Verteilung lässt sich durch die Intelligenzforschung weitgehend erklären. Männer denken systematischer. Ihr IQ liegt durchschnittlich leicht höher (gut zwei Punkte), besonders ins



Glücklich ist, wer ganz Mann oder ganz Frau ist.

Gewicht fällt aber, dass sie bei den höchsten IQ-Werten übervertreten sind – was bei den wenigen extrem Begabten viel ausmacht. Jenseits eines IQ von 130 finden sich doppelt so viele Männer als Frauen. Es gebe bei den Männern ein paar Genies, dafür aber am anderen Ende der Skala auch ein paar männliche Idioten mehr, witzelt der Harvard-Psychologe und Bestsellerautor Steven Pinker.

Der eingangs erwähnte Simon Baron-Cohen von der Universität Cambridge forscht über die Unterschiede im Gehirn von Männern und Frauen. Sein Spezialgebiet ist der Autismus, der bei männlichen Patienten häufiger vorkommt, und Baron-Cohen ist der wohl brillianteste Ver-



fechter der sogenannten Extreme-Male-Brain-Theorie. Salopp formuliert, hält er Autisten für so etwas wie Supermänner: Sie haben eine übertriebene Ausprägung von Gehirnstrukturen und Fähigkeiten, die für Männer typisch sind. Baron-Cohen bringt sie auf den Begriff des «Systematisierens», der klar strukturierten Problemanalyse. Typisch für Frauenhirne hingegen sei die Empathie. In der Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen, Gesichter und Emotionen zu lesen, seien Frauen weit überlegen – Eigenschaften, die insbesondere auch bei der Kindererziehung gefragt sind.

Neuste sogenannte Neuroimaging-Studien, die mit bildgebenden Verfahren arbeiten und

sich mit den Funktionen und der Grösse der grauen Substanz bestimmter Hirnareale befassen, zeigen, dass sowohl Empathie wie Systematisieren in denselben Regionen des Hirns stattfinden – und zwar in Konkurrenz zueinander. Wer sich durch besondere Empathie auszeichnet, ist schlecht im Systematisieren, und umgekehrt. Genauso ist es bei Autisten: Sie haben bestimmte herausragende kognitive Fähigkeiten, sind aber sozial sozusagen blind.

Diese Differenzen postulierte bereits tief im letzten Jahrhundert der österreichische Mediziner Hans Asperger, doch heutige Wissenschaftler wie Baron-Cohen können sie klinisch nachweisen. Dass sie nichts mit Kultur oder

Erziehung zu tun haben, sondern biologische Wurzeln haben, bestätigen Tierversuche. Männliche Ratten erbringen deutlich bessere Testleistungen, wenn es um räumliche Orientierung geht – eine Domäne, in der auch Männer die Nase vorn haben. Kastrierte Ratten verlieren diesen Vorsprung. Ebenso können die Geschlechterunterschiede eliminiert werden, wenn man neugeborene Rattenweibchen mit Testosteron behandelt. Der Botenstoff, dem männliche Föten schon im Mutterleib ausgesetzt sind, ist zentral für die biologisch und genetisch gesteuerten Unterschiede zwischen Mann und Frau.

Es gibt eine ganze Reihe von Geschlechtsunterschieden, die in der Wissenschaft als un-



Kraft der Hormone: Meyer.

strittig gelten – auch wenn Geisteswissenschaftler und Gender-Theoretiker davon kaum Kenntnis nehmen. Frauen haben Vorzüge, die ein durchschnittlicher Mann nie erreicht. Neben der erwähnten Gabe der Empathie und der damit einhergehenden Gefühlserkennung – der höheren sozialen Sensibilität – sind sie vor allem sprachlicher Art. Frauen haben einen grösseren Wortschatz und drücken sich variantenreicher aus. Sie fassen Dinge aber auch schneller auf, haben ein besseres Vorstellungsvermögen und eine ausgeklügelte Feinmotorik.

Männer hingegen sind aggressiver und haben mehr Durchsetzungskraft. Sie können, wie erwähnt, besser systematisieren, sind besser in Mathematik und haben ausgeprägte visuell-räumliche Fähigkeiten. Sie können leichter Landkarten lesen und schneller eine bestimmte Form in einem grösseren Design finden.

Oft zeigen sich diese Unterschiede bereits im Kleinkindalter. Mädchen können besser erkennen, was andere Personen denken oder fühlen. Jungen sind draufgängerischer, sobald sie laufen können. Die Ursachen sind vor allem biologischer Natur: Männliche Föten sind schon in frühem Zustand der Embryonalentwicklung höheren Dosen von Testosteron ausgesetzt. Das mache sie «ein Leben lang kompetitiver, aggressiver und mutiger», so Axel Meyer. Frauen hingegen helfe das Hormon Oxytocin, Emotionen zu interpretieren. Auch ein weiteres Hormon, das Prolaktin, das während der Schwangerschaft, beim Stillen und bei der Kinderpflege ausgeschüttet wird, habe «positiven Einfluss auf ihr Sozialverhalten».

Feminisierung des Gehirns

In sogenannten Mental Rotation Tests (MRT) schneiden Männer besser ab als Frauen. Dabei geht es um Raumerkennung, insbesondere darum, rotierende dreidimensionale Körper zu erfassen. Der Zusammenhang zwischen dieser Fähigkeit und dem Geschlecht zeigt



«Frauen wollen geordnet werden»: Bonelli.

sich auch darin, dass homosexuelle Männer schlechtere Resultate erzielen als heterosexuelle. Umgekehrt sind lesbische Frauen begabter in dieser Hinsicht als ihre sexuell normal orientierten Geschlechtsgenossinnen. Meyer schreibt deshalb, Homosexualität impliziere «eine Art Feminisierung des Gehirns».

Homosexuelle Menschen geben also Aufschluss darüber, was typischerweise männlich oder weiblich ist – und wie sich diese Differenzen biologisch erklären lassen. Einen weiteren Hinweis darauf liefern Töchter von Müttern, die an der sogenannten Congenital adrenal hyperplasia (CAH) leiden. Das ist eine genetisch bedingte Krankheit, die zu einer Überproduktion von «männlichen» Hormonen wie Testos-

Homosexuelle Menschen geben Aufschluss darüber, was typisch männlich oder weiblich ist.

teron führt. CAH bewirkt bei weiblichen Föten eine Maskulinisierung, was sich später auch in ihrer sexuellen Orientierung niederschlägt: Mehr als fünfzig Prozent sind lesbisch. Diese Überdosis an androgenen Hormonen beeinflusst auch das Verhalten. Betroffene Frauen übernehmen seltener traditionelle weibliche Rollen. Und sie spielen als Kinder kaum mit Puppen.

Das Beispiel zeigt: Dass Mädchen lieber mit Barbies spielen und Jungen lieber mit kleinen Ferraris, entspricht nicht einfach sozialer Konvention, es ist biologisch und genetisch angelegt. Die Verhaltensunterschiede haben eine neurologische Basis im Gehirn. Frauen sind personenorientierter, Männer sachorientierter.

Das belegen auch Experimente bei Neugeborenen. Zeigt man Babys am ersten Tag ihres Erdenlebens das Bild eines menschlichen Gesichts und ein Mobile, so schauen Mädchen viel häufiger auf das Gesicht und Buben auf das bewegliche technische Objekt. Ebenfalls frei vom Verdacht anerzogener kultureller

Prägungen sind Untersuchungen bei nicht-menschlichen Primaten. Auch dort zeigen sich dieselben Vorlieben: Männliche Grüne Meerkatzen unterhalten sich lieber mit Spielzeugautos oder Bällen, während die Affenweibchen öfter einen Kochtopf oder eine Puppe wählen, wie die Neurowissenschaftlerinnen Gerianne Alexander und Melissa Hines dokumentiert haben.

Die Sache mit der Berufswahl

Am 8. März, wie auch an den verschiedenen Tagen für Väter, Söhne und Töchter, geht es unter anderem darum, Mädchen und Frauen das Tor zu Studienrichtungen, Berufen und Positionen zu öffnen, in denen sie untervertreten sind. Dazu gehören nach wie vor die sogenannten MINT-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft, Technik). Wie neue Langfriststudien von Wendy Williams und Stephen Ceci von der amerikanischen Cornell University zeigen, hat dies weniger mit sexistischen Vorbehalten gegenüber Frauen zu tun, sondern mit deren Neigung. So wählt von den jungen Frauen, die bei standardisierten mathematischen Tests zum besten Hundertstel ihres Jahrgangs gehören, nur 1 Prozent tatsächlich auch ein MINT-Studium. Bei ihren männlichen Kommilitonen sind es 8 Prozent.

«Frauen finden technische Berufe nicht unweiblich. Sie haben auch keine Angst davor, als Mann zu gelten. Sie finden sie einfach langweilig», sagt der norwegische Soziologe und Komiker Harald Eia, der das Land, in dem Gleichstellung grossgeschrieben wird, mit einer Fernsehserie über die biologischen Ursachen von Geschlechterunterschieden aufgerüttelt hat. Wer in Norwegen über Gene spreche, gelte als konservativ, altmodisch oder gar politisch rechts, so Eia.

«Auch wenn Jungen und Mädchen gleichartig unterrichtet werden, haben sie in den meisten Fällen unterschiedliche Interessen», stellt Evolutionsbiologe Axel Meyer fest. «Wir sollten daher nicht versuchen, weibliche Gehirne <umzumodellieren> und in männliche zu verwandeln.» Statt uns zu bemühen, geschlechtsspezifische Unterschiede zu ändern, sollten wir vielmehr die geschlechtsspezifischen Stärken nutzen, fordert Meyer.

Frauen und Männer auf der Couch

Ein Forscher, der an der Schnittstelle von Neurologie und Psychologie arbeitet und über einen intimen Einblick ins Beziehungsleben verfügt, ist der Wiener Psychiater und Buchautor Raphael Bonelli («Perfektionismus. Wenn das Soll zum Muss wird»). Aus den Ergebnissen von Simon Baron-Cohen und anderen leitet er ab, dass sich die systematisierungstalentierten Männer und die emotionsintelligenten Frauen «wunderbar ergänzen». Probleme träten vor allem dann auf, wenn

Mann und Frau in eine Konkurrenzsituation träten. Wer verdient mehr? Wer geht angemessener mit den Kindern um? Wer ist das bessere Vorbild?

Bonelli drückt es ironisch so aus: «Sie hat die Wahrnehmung, kann sie aber nicht immer deuten. Er hat die Wahrnehmung nicht, könnte sie aber deuten.» Männer könnten vom «emotionalen Coaching» der Frauen viel profitieren. Derzeit schreibt Bonelli an einem Buch über männliche Narzissten. Diese verachteten Frauen – und könnten deshalb auch nicht auf diese weiblichen Ressourcen zurückgreifen. Umgekehrt stünden Frauen auf die Systematisierungsfähigkeiten des männli-

In der Gender-Theorie sieht Bonelli einen versteckten Sexismus am Werk.

chen Geistes: «Frauen wollen geordnet werden.» Das habe Sex-Appeal. Verwische man diese Unterschiede, negiere man auch die Qualitäten der Geschlechter.

In der Gender-Theorie sieht Bonelli einen versteckten Sexismus am Werk. Wenn man sage, beide Geschlechter seien gleich, habe die Frau nur Nachteile: Sie ist schliesslich kleiner und schwächer. Nach dieser Logik wäre sie bloss ein mickriger Mann. Doch wie die Wissenschaft – und auch die alltägliche Erfahrung – zeigt, sind Frauen in vielen Gebieten den Männern überlegen.

Natürlich gibt es auch Männer, die in ihrem Job Probleme haben. Aber Psychiater Bonelli beobachtet in seiner Praxis, dass Frauen öfter unzufrieden damit seien. Sie erwarteten auch vom Job eher Beziehungen – die Firma als Familienersatz. Frauen legten grösseren Wert darauf, dass der Chef sie möge. Hierarchien, Hackordnungen, Lohn: Das entspreche eher männlichem Denken. Bonelli behandelt immer wieder Frauen, die sagten, sie wollten lieber wieder eine Hierarchiestufe runter, nach dem Motto: «Egal, ob ich weniger Geld verdiene. Ich will einfach wieder glücklich sein.» 16-Stunden-Tage und dabei nicht einmal Zeit zu haben, das viele Geld auch auszugeben – das hielten viele Frauen schlicht nicht für erstrebenswert. Ganz oben auf der Karriereleiter sei man einsam, was Frauen mehr ausmache als Männern. Stichwort: Personen-zentriertheit.

«Glücklich ist, wer ganz Mann oder ganz Frau ist», sagt Bonelli. Die Frau zu einer Art Pseudo-Mann umzupolen, funktioniere nicht. Umgekehrt litten manche Frauen unter der mangelnden Männlichkeit ihrer Partner. Das Fazit des Psychiaters: «Mann und Frau sollten Respekt voneinander haben und das im andern bewundern, was man selbst nicht hat.» Biologie, so sagt es Axel Meyer, ist «keine Kränkung». ○

Männer

Abwesenheit von Mut

Von Peter Keller — Der politisch korrekte Feminismus hat den westlichen Mann entmannt. Umso hilfloser steht er der muslimischen Massenimmigration gegenüber.



Wird der ritterliche Mann wiederauferstehen?

Als die erste Schockwelle vorüber war, blieb eine Frage im Raum hängen: Wo war eigentlich der deutsche Mann, als in dieser Silvesternacht Hunderte von Frauen sexuell bedrängt wurden, als ein gewalttätiger Mob vornehmlich junger Araber sich am weiblichen Partyvolk verging? Die Frage war so beschämend, dass die Debatte darüber noch zäher in die Öffentlichkeit fand als die politisch unerwünschte Herkunft der Täter (Migranten und Flüchtlinge). Zwar schrieb die Übermutter des deutschen Feminismus, Alice Schwarzer, schon bald über den «blauäugigen Import von Männergewalt, Sexismus und Antisemitismus» aus islamisch geprägten Ländern, aber auch sie kam nicht weg vom üblichen Muster, hier männlicher Täter, dort weibliches Opfer. Der abwesende deutsche Mann blieb vorerst ein Phantom in der Debatte.

Es dauerte einen Monat, bis Eckhard Fuhr in der *Welt* zerknirscht bekannte: «Der moderne Mann hat in Köln versagt.» Welchen Ärger der testosterongesteuerte Mann bereiten könne, sei seit der Silvesternacht allen klargeworden. Nur stehe Köln eben auch für die Gefahr, die vom «postkonventionellen» Mann ausgehe, also von der Abwesenheit von Mut, Heldentum, Stolz, die es erst möglich machte, dass keinem der Kölner Aggressoren auch nur ein Haar gekrümmt wurde. ○

Die deutsche Publizistin Cora Stephan fand für die neue westliche Memme eine andere soziologische Kategorie: «Der postheroische Mann» (NZZ, 1. 2. 2016). Die jungen muslimischen Täter hätten ein klares Geschlechterbild: «Frauen gelten wenig – oder gar nichts, wenn sie ungläubige <Schlampen> sind.» Entsprechend klar sei auch das Selbstbild: Ein Mann habe dafür zu sorgen, dass Mutter, Schwester, Verlobte oder Ehefrau «rein» bleiben. «Wer diese Frauen entehrt, hat sich also an der Ehre des Mannes vergriffen, der <seine> Frauen nicht hat schützen können.» Aus dieser Perspektive seien am Silvester vor allem zahllose Männer entehrt worden, nicht zuletzt die deutsche Polizei. Die Frechheit der Täter liegt in der Verachtung des schwächlichen Westens begründet.

«Weder Mann noch Frau»

Alice Schwarzer ist eine der wenigen Feministinnen, die von Anfang an die Gefahr der Islamisierung beim Namen genannt hat. Sie war dabei – man kann es ihr nicht verargen – vor allem von ihren feministischen Überzeugungen geleitet. Nur gehört es zu den ironischen Nebenwirkungen der Frauenbewegung, dass ausgerechnet die Einebnung der Geschlechterunterschiede die Verletzlichkeit unserer Gesellschaft befeuert hat. Am Ende des Feminismus steht der metrosexuelle Augenbrauenzupfer, der entmännlichte Mann. Wie zum Beweis widmete Alice Schwarzers Zeitschrift *Emma* ihre erste Ausgabe 2016 dem Gender-Model Tamy, «weder Mann noch Frau», wie es in der Unterzeile heisst. Das Cover ziert ein bleiches, androgynes Gesicht. Der politisch korrekte Feminismus hat ein Männchen geboren, das weder in Köln noch anderswo Frauen vor dem Mob zu beschützen vermag.

So klar das Frauen- und Männerbild muslimischer Migranten ist, so unklar ist das westliche Geschlechterverständnis geworden. Cora Stephan fragt sich, wie überlebensfähig unser mittlerweile gewohnter moderner Lebensstil noch sei angesichts einer massenhaften Einwanderung von Menschen mit gegensätzlichem kulturellem Hintergrund. Es ist ein Wettlauf gegen die Zeit: Gelingt dem feministisch-korrekten Europa die Entmannung des muslimischen Mannes, bevor dieser über die westliche Memme triumphiert? Oder wird noch rechtzeitig der ritterliche Mann des Abendlandes wiederauferstehen? ○



Betont unerzogen in einer Welt der althergebrachten Rollenbilder: Model und Schauspielerin Delevingne.

Gesellschaft

Der Reiz, anders zu sein

Von Claudia Schumacher — Der Feminismus hat eine klare Vorstellung von der modernen Frau: Beinhart ist sie, unsentimental, laut, trinkfest, uneitel. Also das, was früher eher der Mann war. Eine Geschichte vom Scheitern als Emanze. Und dem Glück, eine Frau zu sein.

«Ich bin so erschöpft!», rief ich neulich am Ende eines langen Tages, nach einer langen Woche, mit aus den High Heels gezogenen, leicht krampfenden Füßen, klagend von der Couch aus. Mein Freund blickte vom Laptop auf. Information angenommen – nur nicht verstanden, wie sich zeigen sollte. «Okay!», sagte er nüchtern wie ein Sachbearbeiter, der gerade ein neues, verklausuliertes Schriftstück auf seinem Tisch gefunden hat und sich lieber erst einmal in die Teeküche verziehen würde. «Aber du musst doch jetzt gar nichts mehr machen! Warum jammerst du?»

«Weil sich mein Körper geschunden und mein Kopf erodiert anfühlt! Mir tut alles weh!», platzte ich unter Verzicht auf weiterführenden Informationsgehalt, aber mit der erwachten Angriffsbereitschaft eines getretenen Kätzchens heraus. Schluchz. Mein Freund klappte den Laptop zu. Zeit für gesteigerte

Sachlichkeit. Ich solle mich beruhigen, er gehe mal runter zur Wäsche. Irritiert wie ein auf den Po geplumpster Panda blieb ich zurück. Warum?

Weil er ein Mann ist, würde ich sagen. Und ich eben nicht. Ich wollte nur von ihm verstanden und gestreichelt werden. Nachdem die gewünschte Reaktion ausgeblieben war, setzte bei mir der Frust ein. Aber wie kommt er auch nur darauf, dass ich an einer sachlichen Erörterung der Situation interessiert sein könnte? Warum versteht er einfach nicht, dass ich doch bloss in den Arm genommen werden will? Wahrscheinlich hätte ich sagen müssen: «Ich fühle mich nicht gut. Nimm mich bitte mal in den Arm.» Nur wäre das auch irgendwie total plump – auf die Idee käme ich gar nie!

In der Kommunikationstheorie lässt sich eine Nachricht auf vier Ebenen aufschlüsseln: Sachebene («Was sage ich?»), Selbstkundgabe («Was

verrate ich über mich selbst dabei?»), Beziehungsseite («Wie stehe ich zu meinem Gegenüber?»), Appellseite («Was will ich vom anderen?»). Kommunikationsstörungen treten dann auf, wenn zwei, die sich unterhalten, bei ein und derselben Nachricht die vier Ebenen unterschiedlich gewichten. Was zwischen Männern und Frauen nicht gerade selten passiert. Die eine hört, was der andere gar nicht gesagt hat.

Keiner hat das besser veranschaulicht als der deutsche Komiker Lorient in seinen Sketchen. Der Mann sagt: «Berta, das Ei ist hart. Wie lange hat das Ei denn gekocht?» Berta verwirft die Option, dass es sich um eine einfache Frage handeln könnte, offenbar sofort. Sie hört einen Vorwurf heraus und antwortet erst bei der Wiederholung der Frage: «Ich habe es gehört. Zu viele Eier sind gar nicht gesund.» Hä? Was im Lorient-Sketch folgt, ist ein Eiertanz amüsanter Missverständnisse, wie sie sich Tag für

Tag auch in der Realität der meisten Paar- und Familienhaushalte zutragen.

Männer neigen häufiger als Frauen zur primären Kommunikation auf der Sachebene. Frauen bedienen wiederum mit ihren Nachrichten tendenziell alle vier Ebenen. Oft sagen Männer daher simple Dinge, die einer Frau extrem unverschämt erscheinen. Da werden Vorwürfe, Aufforderungen und Enttäuschungen zwischen den Zeilen gelesen – die der Mann da gar nie hineingeschrieben hat.

Manchmal habe ich den Eindruck, mein Freund und ich sind wie aus einem Lorient-Sketch: Herr und Frau Klischee. Vergleiche ich uns mit Vorstellungen von dem, wie wir modernerweise auch sein könnten, verstärkt sich der Eindruck noch. Die neue Frau, die medial propagiert wird, ist ja ein bisschen anders. Nicht mehr das, was einmal als weiblich galt. Beinhart ist sie, stark und unabhängig vom Mann wie Weihnachten vom Schnee.

Saufen wie der Vater

Ich, eine Cara Delevingne? Das britische Topmodel und Vorbild vieler junger Frauen schreitet mutig wie eine Löwin und betont unerzogen durch eine Welt der althergebrachten Rollenbilder und ist auch nach wilder Partynacht und bei schlimmster Verkaterung nicht zu müde dafür, noch jedem, der ihr blöd kommt, die rebellische und bekannterweise bisexuelle Zunge ins Gesicht zu strecken. Ein Rüpel, ein Cowboy, ein Haudegen: Eine wie sie legt ein Verhalten an den Tag, das man traditionellen Zuschreibungen zufolge eher als männlich bezeichnen würde.

Auch ich hatte wie so viele andere Mädchen einst eine Findungsphase, in der ich klobige Stiefel trug und an der Uni die berühmte US-Philosophin Judith Butler lesen musste, die uns weismachen wollte, dass traditionelle Vorstellungen von männlich und weiblich reine Konstrukte seien, ja unser Geschlecht nicht einmal real und ebenso wenig gesetzt wie Heterosexualität.

Ich versuchte, meine natürliche Schüchternheit und mein Sicherheitsbedürfnis in durchzechten Partynächten zu ertränken. Meine Freundinnen und ich schickten uns Sprüche à la «Früher konnten Frauen kochen wie ihre Mutter. Heute können sie saufen wie der Vater!». Eine Phase, in der ich auch einmal morgens neben einem anderen Mädchen aufgewacht bin. Soll mir noch mal jemand vorwerfen, ich hätte mir nicht die grösste Mühe gegeben, eine Speerspitze der weiblichen Emanzipation zu sein!

Wie verblüfft war ich, am Ende meiner Suche dennoch eine Frau zu finden, die lieber Cola zero statt Bier trinkt, manchmal aus reiner Unsicherheit lacht und vielleicht zu oft danke sagt, die über der Herstellung der perfekten Schokoladentorte ganze Samstage verloren hat, die eher leise spricht statt laut, die

eher zu lange nachdenkt, als den Spass im Getümmel zu jagen, die sich Sorgen und manchmal verrückt macht, der Sicherheit wichtiger ist als Freiheit und die sich Abend für Abend freut, in den Armen eines Mannes zur Ruhe kommen zu dürfen, der weiss, wie glücklich es sie macht, einen Beschützer zu haben. Vielleicht nicht die grösste Emanze des Planeten. Aber die bin nun mal nicht ich.

Ich vermute, Feministinnen sind in der Öffentlichkeit ähnlich überrepräsentiert wie Transsexuelle (etwa einer von 3000 Menschen ist transsexuell). Man trifft in der Bevölkerung kaum Feministinnen an. Aber in jedem Medienkanal sitzt eben mindestens eine. Mit einem Lautsprecher in der Hand. Das setzt gerade junge, nach Orientierung suchende Frauen unter den Druck, auch dann feministischen Vorstellungen gerecht zu werden, wenn sie ihnen vielleicht gar nicht entsprechen. Sich zu verbiegen stärkt einen Menschen aber nicht. Es kann ihn kaputt machen.

Letztes Jahr schrieb die junge deutsche Autorin Ronja von Rönne einen Artikel dagegen, Titel: «Warum mich der Feminismus anekelt». Sie beschrieb ihn als antiquiert, ungerecht gegenüber Männern und als mittlerweile unnötig: «Ich habe einfach selbst noch nie erlebt, dass Frausein ein Nachteil ist», sagte von Rönne – und sprach damit vielen jungen Leserinnen aus dem Herzen. Auch junge

Man trifft in der Bevölkerung kaum Feministinnen an. Aber in jedem Medienkanal sitzt mindestens eine.

Männer haben heute genug davon, aufgrund grossangelegter, gesamtgesellschaftlicher Gender-Mainstreaming-Massnahmen keine Männer mehr sein zu dürfen.

Mein Freund etwa ist nicht der metrosexuellste Charmebolzen auf dem Erdball – was die meiste Zeit auch für mich okay ist. Er ist gepflegt und gibt gerne Geld für gute Kleidung aus. Dennoch schaut er sehr viel seltener in den Spiegel, als ich das tue, und ist aus dem Bad raus, wenn ich erst ein Viertel meiner Pflegeroutine geschafft habe. Man kann nicht behaupten, er hätte keinen Bezug zu seiner Gefühlswelt. Er und seine Emotionen möchten einfach lieber per Sie bleiben. Für mich ist es dadurch eben manchmal schwer, in seine Gefühlswelt einzudringen. Empathie und Anteilnahme sind – wie bei den meisten anderen Männern auch – eben weniger seine Sache.

Dafür aber meine. Selbst seine Mutter schreibt häufiger mir auf Whatsapp als ihm. Die Organisation und Kommunikation unseres Soziallebens gleitet zunehmend in meine Verantwortung. Dem zum Autismus neigenden Wesen an meiner Seite ist das nicht unrecht. Bei Strategie und Logistik, der Finanzplanung und den Versicherungen hingegen

weise wiederum ich eine Inkompetenz auf, die an Analphabetismus grenzt. Da ist er besser, und ich bin froh, dass er hier auch gerne die Führung übernimmt. So formt sich in unserer Beziehung langsam eine Arbeitsteilung, welche in mancherlei Hinsicht an die unserer Eltern und Grosseltern erinnert.

Selbstgebackene Kekse

Soll ich das schlimm finden? Auf die Barrikaden gehen? Ihn oder mich in ein Umerziehungslager schicken? Um ehrlich zu sein: Ich geniesse unsere Differenzen. Ja, es kann schon einmal vorkommen, dass wir uns wegen ihnen streiten. Ich würde sie aber nicht missen wollen. Schliesslich machen sie auch den Reiz unserer Beziehung aus. Ohne Verschiedenheiten wären wir kaum mehr als gute Freunde.

Das heisst nicht, dass ich vergessen hätte, was auch ich der Emanzipation verdanke. Etwa, nicht zu Hause versauern zu müssen wie meine hochintelligente Grossmutter, die ihrer Zeit gemäss Hausfrau war und dabei den Mann an ihrer Seite zu bekämpfen begann, weil sie zu viel Abhängigkeit von ihm verspürte. Ich liebe meine Arbeit und meine Selbstbestimmung. Schau ich mir nicht den Instagram-Account von Cara Delevingne an, sondern werfe einen Blick in die Realität meines Freundeskreises, habe ich auch gleich weniger das Gefühl, wundersamer Teil eines fleischgewordenen Klischee-Paares zu sein. Dann bin ich eher eine ziemlich normale Frau mit einem ziemlich normalen Mann.

Sie sucht die Auseinandersetzung, er zieht sich zurück. Sie ist ihm manchmal zu emotional, er ist ihr manchmal zu unromantisch. Sie interessiert sich im Flugzeug eher für die gereichte Frauenzeitung, er sich für das Flugzeug und seinen Motor. Ein weibliches und ein männliches Verhalten, das zahlreiche Studien belegen. Ist es so, weil wir entsprechend erzogen wurden oder weil uns der kleine Unterschied in der Hose und die damit verbundenen Hormone biologisch dazu verleiten? Darüber lässt sich trefflich streiten. Man kann aber auch einfach die Möglichkeiten begrüssen, die der Unterschied eröffnet. In einer gesunden Beziehung nimmt der Streit, bei dem wir uns darüber aufregen, wie anders der Partner doch ist und wie verriegelt in seinen Eigenheiten, weniger Raum ein als die gute Zeit.

Dann kriege ich rote Rosen. Und er kriegt selbstgebackene Kekse, Küsse und Liebeserklärungen. Ich bekomme die Einkaufstaschen getragen. Er fährt das Auto, wenn wir am Wochenende verreisen, während ich auf dem Handy Nachrichten an unsere Freunde schreibe. Wir sind nicht gleich und an den Sonnentagen auch nicht darum bemüht. In den besten Momenten sind wir ebenbürtige Teamplayer, die wissen, was sie am anderen haben. Und dort einspringen, wo dem anderen etwas fehlt. ○



Abgekapselt von jeglicher sprachlichen Realität.

Universitäten

Trinkende Dozierende

Von Régis Ecklin — Gender-Bürokraten an Hochschulen versuchen seit Jahren, der Sprache ihren Stempel aufzudrücken. Ohne linguistisches Grundwissen trachten die militanten Gleichstellungsfunktionäre nach einer Geschlechtsneutralisierung der Sprache.

Im Leitfaden zur geschlechtergerechten Sprache der Pädagogischen Hochschule Zürich steht, die geschlechtsneutralen Formen umfassten alle Geschlechter und seien deshalb korrekt und kurz. Sie seien den ursprünglichen Ausdrücken vorzuziehen. Ein Beispiel, das aufgeführt wird, ist der «Dozierende». Sehen wir von der Tatsache ab, dass dieses Wort keinen Eintrag im Duden hat und somit nicht ganz so korrekt ist, drückt das Partizip Präsens (die «-end»-Form) eine Gleichzeitigkeit aus, das heisst eine Tätigkeit, die im Moment des Erzählens ausgeführt wird. Ein Dozent ist folglich nur dann dozierend, wenn er gerade eine Vorlesung hält. Wie unsinnig das ist, merkt man, wenn man dem Partizip ein weiteres hinzufügt: Wie soll man sich einen trinkenden Dozierenden vorstellen? Trinkt er, oder hält er eine Vorlesung? Wie sieht es mit dem dozierenden Trinkenden aus?

Auch pragmatisch lässt sich die Zweckentfremdung des Partizips nicht legitimieren. Würde man sie überall applizieren, wäre die Rede von Schreibenden statt von Journalisten, von Fliegenden statt von Piloten, von Pfeifenden statt von Schiedsrichtern. Die Berufsbezeichnung durch die Nennung einer Tätigkeit zu ersetzen, bereichert die Sprache nicht. Wer sich zudem die Etymologie von «Dozent» zu Gemüte führt, merkt, dass «docens» bereits

«unterrichtend» heisst. Man schießt also über das Ziel hinaus, wenn man dem lateinischen Partizip das deutsche anhängt. Oder haben Zeitungen heutzutage Abonnierende? Ist James Bond ein Geheimagierender?

Auf der Gender-Homepage der ETH, die den vielversprechenden Namen «Equal! – Stelle für Chancengleichheit» trägt, werden die Studenten aufgefordert, konsequent die Doppelnennung der Geschlechter zu verwenden. «Die vollständig ausformulierte Form eignet sich vor allem für fortlaufende und gesprochene

Interessant ist, dass nur neutral oder positiv besetzte Begriffe in doppelter Ausführung erscheinen.

Texte», heisst es dazu. Die Studentinnen und Studenten, die sich nach dem Studium Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer nennen dürfen, arbeiten eng mit ihren Professorinnen und Professoren und deren Assistentinnen und Assistenten zusammen. Die Doppelnennung, die sich militant in den Vordergrund drängt, eignet sich weder für fortlaufende noch für gesprochene Texte. Sie verkommt zu einer lese- und sprechflussbehindernden Bodenschwelle.

Weiter wird gewarnt: «Stop! Anstelle der konsequenten Anwendung beider Formen

wird oft mit einem Hinweis oder einer Fussnote erwähnt, dass sich der Text sowohl auf Frauen als auch auf Männer bezieht. Diese sogenannte Legaldefinition ist eine Scheinlösung!» Natürlich ist das eine Scheinlösung, schliesslich haben wir es auch mit einem Scheinproblem zu tun. Wenn von Bürgern, von Professoren und von Studenten die Rede ist, sind beide Geschlechter inbegriffen. Wie viele romanische Sprachen kennt auch Goethes Sprache das generische Maskulinum, das besagt, dass der Plural der männlichen Form die Frauen einschliesst. «Generisches (nicht spezifisches, beide Geschlechter umfassendes) Maskulinum», schreibt der Duden hierzu.

Interessant ist, dass nur neutral oder positiv besetzte Begriffe in doppelter Ausführung erscheinen sollen. Noch nie wurde die Forderung laut, Tageszeitungen sollen von Chaotinnen und Chaoten, von Verbrecherinnen und Verbrechern oder von Terroristinnen und Terroristen sprechen.

Sterne statt Buchstaben

Eine weitere gendertrotzige Sprachverirrung, die in einem studentischen Elfenbeinturm ersonnen wurde, ist der Gender-Stern. Er soll dort zum Einsatz kommen, wo die Endung eines Worts auf ein bestimmtes Geschlecht hinweisen könnte. Abgekapselt von jeglicher sprachlichen Realität, geben Germanistikstudenten der Universität Zürich in den formalen Richtlinien des Magazins *Denkbilder* ihre Vorstellung von «antidiskriminierender Sprache» zum Besten:

*Bei Anrede d** Lese** in Essays bitte immer antidiskriminierende Sprache verwenden:*

- Substantive Singular: Studier*
- Substantive Plural: Studier**
- Personalpronomen: *
- Fragepronomen: We*?

Ziel dieser Sprachbeugung ist es, dass sich nicht nur Männer und Frauen, sondern auch Personen angesprochen fühlen, die sich keinem Geschlecht eindeutig zuordnen lassen. Das sei weder mit der Doppelnennung noch mit dem Binnen-I möglich. Wie jedoch diese Formulierung flektiert werden soll, wird nicht gesagt. (Aus der Frage: «We* sieht d* Studier*?», geht nicht hervor, ob die Frage lautet: «Wer sieht den Studenten?» oder «Wen sieht der Student?».) Die Sprache wird so ihrer Genauigkeit beraubt.)

Auch zur korrekten Aussprache findet man keine Anweisungen. Unklar ist zudem, wann die ersten Kreise beginnen werden, die Ergänzung des Alphabets durch Piktogramme zu fordern, weil die aktuelle Sprache Minderheiten wie Linkshänder, Filisurer und Meteorologie-Studenten nicht genügend anspricht.

Régis Ecklin ist Student an der Pädagogischen Hochschule Zürich.

Wem gehört die Prominenz?

Fakten und Reflexionen zu einem Phänomen

Tagung

Donnerstag/Freitag, 10./11. März 2016

Kunsthhaus Zürich, Grosser Vortragssaal

Themenbereiche

- Der Politiker und der Sportler als mediale «Allgemeingüter»
- Widerrechtliche Persönlichkeitsverletzung bei Prominenten
- Behandlung von Persönlichkeitsverletzungen Prominenter im Gerichtsalltag
- Medien als Verstärker der Neidgesellschaft
- Wir haben die Macht – und Du wirst fertig gemacht?
- Max Mosleys Kampf um das Recht auf Vergessen
- Weshalb (k)ein Recht auf Vergessen, insbesondere im Internet?

Moderation



Katja Stauber

u.a. mit

- Christian Wulff
- Sabine Kehm
- Sabine Leutheusser-Schnarrenberger
- Rainer Brüderle
- Jörg Kachelmann
- Domenico Scala
 - Jan Ullrich
- Frauke Ludowig (RTL)
- Roger Köppel (Weltwoche)
- Stefan Regez (Schweizer Illustrierte)
- Helmut Brandstätter (Kurier)

Informationen und Anmeldung

www.swissportforum.ch

Angela die Erste

Von Henryk M. Broder — Sie setzt Recht und Ordnung aus, ihre Palastdiener spielen Volksgericht.



Es geht bergab mit der Bundesrepublik. Unter der Regentschaft Ihrer Majestät, Angela der Ersten, wird aus einem föderal verfassten Bundesstaat mit sechzehn Bundesländern, einem

Zweikammerparlament und einer eben noch intakten Gewaltenteilung eine One-Woman-Show wie zur Zeit Katharinas der Grossen im Russland des achtzehnten Jahrhunderts. Horst Seehofer, der bayerische Ministerpräsident und eigentlich ein Freund der Kanzlerin, sagt: «Wir haben im Moment keinen Zustand von Recht und Ordnung. Es ist eine Herrschaft des Unrechts.» Worauf der CDU-Mann Elmar Brok, der seit 1980 ununterbrochen im Europäischen Parlament sitzt, die Situation verschlimmbessert, indem er der Kanzlerin zur Seite springt. Sie übe, so Brok, «keine Herrschaft des Unrechts» aus, sondern wolle «in einer extrem schwierigen Lage die Voraussetzungen zur Bewältigung der Flüchtlingskrise» schaffen, solche Bemerkungen wie die von Seehofer würden «nur Gegnern unserer demokratischen Ordnung» nutzen.

Ein Argument wie aus den besten Tagen der DDR, als Kritik an der Politik der Partei «dem Klassenfeind in die Hände» spielte und deswegen unterbleiben musste. Was Brok freilich «eine extrem schwierige Lage» nennt, ist ein Zustand, den die Kanzlerin mit ihrer Entscheidung, die Grenzen der Bundesrepublik für jedermann zu öffnen und offenzulassen, selbst verursacht hat. Die von ihr dem Land verordnete «Willkommenskultur» entwickelt sich derweil nicht ganz so, wie sie es gehofft hatte.

Letzte Woche haben «etwa hundert Menschen lautstark gegen Flüchtlinge protestiert und deren Ankunft mit dem Bus in einer Unterkunft» der Gemeinde Clausnitz in Sachsen «blockiert», berichtete *Die Welt*. Drei Tage später brannte in Bautzen eine unbewohnte Asylunterkunft, alkoholisierte Schaulustige jubelten und behinderten die Arbeit der Feuerwehr. Keine schönen Szenen, die der Ministerpräsident des Landes, Stanislaw Tillich, mit dem Satz kommentierte: «Das sind keine Menschen, die das tun. Das sind Verbrecher.» Üblicherweise gilt, bis ein Urteil gesprochen wurde, die Unschuldsvermutung, auch «Verbrecher» haben Rechte. Der Fisch freilich stinkt vom Kopfe her. Die Kanzlerin setzt Recht und Ordnung aus. Und ihre Palastdiener spielen Volksgericht.

Verfänglicher Mehrzweck-Tunnel

Von Silvio Borner — Noch vor der Abstimmung über die zweite Gotthard-Röhre wird schon das nächste Bohrprojekt lanciert: Auch Strom soll durch die Furka fließen! «Cui bono?», fragt der Ökonom.



Die Schweizer Alpen verstellen uns manchmal den Blick hinaus in die grosse, weite Welt. Doch sie bringen sicher sicheres Tunnelglück, für die Tunnelbauer zumindest,

aber auch für die mit Tunneln gesegneten Bergregionen. So haben wir neben dem Guinnessbuch-würdigen Gotthard-Basistunnel auch noch eine Röhre durch den Lötschberg ins Wallis gebohrt, was zumindest Bundesrat Ogi aus Kandersteg und die Walliser beglückt hat. Auch der Furkatunnel ist ein von Bundesrat Bonvin lanciertes regionalpolitisches Geschenk geblieben, was aber auch sein einziger Zweck war.

Mit dem Abschluss des Gotthard-Basistunnels und mit Blick auf die abstimmungspolitischen Risiken der zweiten Gotthard-Röhre wartete man gespannt auf neue Tunnelglücksideen. Und wurde nicht enttäuscht. So wurde kürzlich eine unterirdische Rohrpost für schwere Gütertransporte vorgestellt, was vorerst einmal vielversprechend klingt, aber leider wohl bald auch nach Subventionen stöhnt. Aber wenn schon ein Tunnel unter der Furka, dann kann auch die Grimsel sich nicht mehr

weiter hinter einer Burka verstecken. Und früher oder später wird man auch noch am Susten anfangen, kräftig durchzupusten.

Also all die alpinen Benachteiligungen müssen durchbrochen und die Alpen deshalb überall durchstochen werden. Aber jetzt geht es nicht mehr nur um grosszügig geschätzte Personenquerungen von einer halben Million pro Jahr zwischen Innertkirchen und dem Wallis, sondern um Strom-Durchlass als Ablass für die Sünden der Energiewende. So kann man die Walliser Alpen statt mit Zweitwohnungen jetzt mit Windrädern und Solarparks vollstopfen und den Strom quasi per Bahn ins Mittelland leiten.

Der naive Ökonom fragt sich nur, weshalb bei all den neuen Tunnels am Gotthard oder am Lötschberg diese Stromkabel nicht einfach automatisch mit eingebaut worden sind. Es musste dafür technische und/oder finanzielle Gründe gegeben haben. Zudem führt über den Gemmipass, den man ja auch noch untertunneln könnte, bereits eine ausbaufähige Hochspannungsleitung. Deshalb die simple Frage: Soll der neue Grimseltunnel jetzt dem Personenverkehr oder dem Stromtransport dienen? Oberflächlich betrachtet, würde man denken, dass er beiden Zielen dienen sollte. Verschiedene Ziele intelligent zu kombinieren, ist doch vernünftig, nicht wahr?

Aber wie jeder private Konsument aus harter Erfahrung gelernt hat (hoffentlich), sind Multipacks immer nachteilig, weil man besser fahren würde, jedes einzelne Bedürfnis separat zu befriedigen, als im Multipack Sachen mitzuerwerben, die man eigentlich gar nicht braucht. Aber Bahnverkehr wie Netz-Dienstleistungen für Strom sind halt entweder subventioniert oder operieren in geschützten Monopolen. Also wenn der Personentransport durch den Grimseltunnel nicht rentiert, was eigentlich von vornherein klar ist, dann werden die Defizite irgendwie staatlich gedeckt. Und die Netzgesellschaft Swissgrid überwälzt einfach alle Fehlinvestitionen der Energiewende auf die Endverbraucher. Schon heute betragen die nackten Produktionskosten in unserer Stromrechnung weniger als vierzig Prozent – Tendenz klar sinkend. Wir sind ja in entsprechenden Monopolen – wie es scheint – auf ewige Zeiten gefangen. Und gegen steigende Netzkosten wegen unnötiger Reserve- und Speicherkapazitäten sowie Subventionen für unrentable Wind- und Solaranlagen sind wir als Kunden machtlos. Der Tunnelblick ist nicht gut, aber das Tunnelglück ist definitiv und deutlich schlechter: ein Multipack mit lauter «bads».



Verkehr oder Strom? Grimsel.

David gegen Boris

Von Hansrudolf Kamer — Schicksalhaft klingende Warnungen prägen den Auftakt zum Kampf über die britische EU-Abstimmung. Dabei steht weniger auf dem Spiel, als das Katastrophengerede suggeriert.



Grosse Worte sind angesagt. Der übermächtige britische Premierminister David Cameron kündigte nach der Rückkehr aus Brüssel an: «Wir stehen vor einer der

grössten Entscheidungen, die dieses Land zu unseren Lebzeiten fällen muss.» Gemeint war die Volksabstimmung am 23. Juni über einen Austritt aus der Europäischen Union.

Da niemand weiss, wie lange Cameron noch lebt, ist die Aussage etwas gewagt. Doch zeigt sie, wie das Pro-EU-Lager argumentiert. Cameron fügte an, Europa zu verlassen, würde die wirtschaftliche und nationale Sicherheit Britanniens bedrohen. In der BBC setzte er einen Austritt einem Sprung in ein schwarzes Loch gleich, und im Unterhaus steigerte er seine Katastrophenrhetorik noch um einige Phonstärken.

Auch Donald Tusk, der polnische Vorsitzende des EU-Rates, bemühte Historisches – die Zürcher Rede von Winston Churchill 1946 mit dem Schlussakkord: «Let Europe arise!» Das war eher ein Fehlgriff, denn der grosse Brite sah sein Land ausserhalb der Vision eines vereinigten Europa.

Die Briten sollen eingeschüchtert werden, damit sie gegen den «Brexit» stimmen. Angstmacherei ist eine bewährte Strategie. Die Austrittswilligen kontern mit: «Wir wollen unsere Souveränität zurück.» Das sei in der heutigen Welt gar nicht möglich, donnern die EU-Befürworter und bezeichnen ihre Gegner als Nationalnostalgiker. Die Duplik der «Brexit» lautet: Die Konstruktion der EU entspringt selber einer internationalistischen Nostalgie, die nicht mehr in die Wirklichkeit des 21. Jahrhunderts passt.

Nur gerade der Londoner Bürgermeister Boris Johnson verwies ziemlich nüchtern darauf, dass man Europa – Heimstatt der grössten und reichsten Kultur auf der Welt – nicht mit dem politischen Projekt der Europäischen Union verwechseln sollte. Auch bei einem Austritt aus der EU werde Britannien weiter seinen Beitrag an diese europäische Kultur leisten. Der Brexit sei weder xenophob noch antieuropäisch. Auch würde er weder Britannien noch die EU in den Grundfesten erschüttern. Letzteres besorgt diese zurzeit selber.

David gegen Boris: Die Protagonisten des Pro- und Contra-Lagers sind Absolventen der alten Kadenschmiede Eton, was den linksliberalen *Guardian* ärgert, der gerne eine Rolle der Linken in der grossen Auseinandersetzung sähe. Eine Schlacht mehr wird aber auf den *playing fields* von Eton gewonnen, so oder so.

Seine Begründung für den Brexit beginnt Johnson klassisch: «I am a European. I lived many years in Brussels. I rather love the old place.» Dann folgt seine Abrechnung mit dem politischen Projekt, das in den letzten 28 Jahren entgleist sei. Noch immer bringt er dafür zwar Sympathie auf, doch die Schlusspointe ist die gleiche wie bei Churchill – mit dieser Union könne Britannien nur assoziiert sein, dürfe aber nicht von ihr absorbiert werden.

Dem hat Cameron wenig entgegenzusetzen. Er hat zwar das Establishment hinter sich, alle Parteien, die Schotten, die Wirtschaftsverbände, die Gewerkschaften und die BBC. Von Königin Elisabeth wird man vermutlich wenig hören.

Doch ist er eine *lame duck*, weil er sich nicht zur Wiederwahl stellt. Der Vorwurf an seinen Hauptgegner, er strebe nach dem Amt des Premierministers, ist deshalb ein Schuss in den Ofen: Cameron hätte ja nicht verzichten müssen. Auch der Schatzkanzler George Osborne und andere tragen den Marschallstab im Tor-

nister. Nach geschlagener Schlacht werden die Tories jenen wählen, der ihre Reihen schliessen kann.

Das Vereinigte Königreich bleibt Mitglied der Nato, der einzigen Sicherheitsallianz, die etwas zählt. Camerons Warnung vor sicherheitspolitischen Gefahren ist eine Warnung zu viel. Für die Aussenwelt, vor allem die Amerikaner, ist ausschlaggebend, ob die Briten weiterhin für freiheitliche Regelungen auf der Welt eintreten und mit ihrer wirtschaftlichen Vitalität zum globalen Wachstum beitragen – ob inner- oder ausserhalb der EU, ist zweitrangig.

Ziel der Integration ist ungewiss

Der marode Zustand der EU, mehr als Camerons Brüsseler Papier, wird die Briten beeindrucken. Jahre des wirtschaftlichen Mismanagements, der einsame Entscheid der deutschen Bundeskanzlerin, die Tore für Flüchtlinge aus dem Mittleren Osten zu öffnen, Attacken der Dschihadisten in Paris, der teure Fehlschlag des Euro und die allgemeine Nonchalance, mit der das Recht gebogen wird, verdichten sich zu einem starken politischen Argument für den Brexit.

Dazu kommt die allgemeine Ungewissheit über Ziel und Zweck der europäischen Integration. Sie ist kein Selbstläufer. Frankreich und Deutschland ziehen längst nicht mehr am gleichen Strick und entwickeln sich auseinander bei der Suche nach Prosperität und Sicherheit. Der Vorrat an Gemeinsamkeiten ist aufgebraucht.

Die EU hat sich erneut als reformunfähig erwiesen. Sie hat die Chance verpasst, aus den britischen Reformansätzen etwas zu machen. Sie wirkt nur noch als Bremsklotz bei der Bewältigung der Gegenwartsprobleme.



Schlacht von Eton: Premierminister Cameron (l.), Bürgermeister Johnson.

Clint Eastwood aus dem Wallis

Von Christoph Mörgeli

Einmal mehr beeindruckt die EU mit ihren Vorschlägen, das weltweite Übel des Terrorismus an der Wurzel zu packen. Nämlich mit einem Verbot der häuslichen Aufbewahrung von Sturmgewehren durch die Schweizer Soldaten und Schützen. Man könne gegen diese landesweite Entwaffnung durch Brüssel nichts machen, heisst es aus Bern. Der Schengen-Vertrag verpflichte uns, alle EU-Anpassungen des Waffenrechts zu übernehmen. Die halbautomatischen Waffen werden automatisch untersagt.

Doch da haben die heimatmüden Euro-Turbos nicht mit dem heldenhaften Widerstand aus den Walliser Alpen gerechnet. Christophe Darbellay, Jäger von Kleinwild und Präsident einer Kleinpartei, setzte sich im *Sonntagsblick* in ganz grosse Pose. Seitengross und mit Sturmgewehr zeigte der hemmungslose Populist, wie es ein ganzer Mann mit sechshundert Millionen Europäern aufnimmt. Clint Eastwood vom *Rhone-River*. Unser Sturmgewehr verbieten? Nicht mit ihm. Brüssel, du kannst ihn mal. Besonders vor Walliser Regierungsratswahlen.

Zu den lärmigsten Schengen-Fans gehörte 2005 ein CVP-Nationalrat namens Christophe Darbellay. Er könne nichts anfangen mit den Bedenken der Gesellschaft Pro Tell, die damals mit der SVP gegen das Schengen-Waffenrecht ankämpfte: «Wir haben eines der liberalsten Waffengesetze.» Und er höhnte über Pro Tell: «Wenn man auf die hören würde, könnte man Kalaschnikows in den Supermärkten kaufen.» Sogar an der CVP-Delegiertenversammlung trat Darbellay gegen den Präsidenten der Waffenlobby an. Und in einer Fraktionssitzung attackierte er beim Thema Schengen den skeptischen Parteikollegen Carlo Schmid so massiv, dass dieser den Saal verliess.

Bundesrat Blocher, ebenfalls ein Schengen-Kritiker, sollte gemäss Darbellay aus der Auns austreten müssen. Ein Nein zu Schengen, so der Walliser, «wäre eine gigantische Gratis-Werbeaktion für unsere Nachbarn». Bereits sei die Schweiz im Tourismus von Platz 5 auf Platz 20 abgestiegen. «Und wenn wir der SVP nachlaufen, sind wir in zehn Jahren auf Rang 100.» Überhaupt gab sich Christophe Darbellay früher – ebenfalls im *Sonntagsblick* – weit weniger widerstandsfähig. Als Deutschland die Schweiz 2004 mit einigen Schikanen plagte, streckte der Schütze unverzüglich seine Waffe: «Der Grenzstreit mit Deutschland zeigt, dass der EU-Beitritt thematisiert werden muss.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Eritreer als Bauernknechte

Von Peter Bodenmann — Bauern, die Polen statt Eritreer als Knechte beschäftigen, sollten den Anspruch auf Direktzahlungen verlieren.



Steilvorlagen: Asylanten bei der freiwilligen Waldarbeit.

Der Oberwalliser Edi Gnesa war seinerzeit Chefbeamter unter Christoph Blocher. Die beiden verstanden sich gut. Denn Gnesa und Blocher stammen aus Einwandererfamilien, sind direkte Nachkommen von Wirtschaftsflüchtlingen. Die Gnesas kamen aus Italien. Die Blochers aus Deutschland. Die Schweiz war, ist und bleibt ein Einwanderungsland. Und ist auch deshalb erfolgreich.

In den Bundesrat-Blocher-Jahren herrschte kein Druck an der Asylfront. Nicht dank Blocher und Gnesa, sondern weil es weniger Bürgerkriege im Süden gab.

Niemand kennt die Probleme der Herkunftsländer von Flüchtlingen besser als Edi Gnesa. Die Zustände in Eritrea spotten aus seiner Sicht jeder Beschreibung. Praktisch überall auf der Welt kann das Rote Kreuz Gefängnisse und Gefangene besuchen. Nicht so in Eritrea, wo ehemalige und erst noch erfolgreiche Befreiungskämpfer unter halbwegs verständlichem Verfolgungswahn leiden.

Die Nationalbank hat dank konzeptlosem Gelddrucken ein Vermögen von mehr als 500 Milliarden Franken angehäuft. Jordan kauft damit auch Aktien von Rüstungsfirmen. Stattdessen sollte er 500 Millionen Franken in eine zu gründende Entwicklungsbank für Eritrea stecken. Mit drei Bedingungen: Erstens muss das Rote Kreuz Zugang zu den Gefängnissen erhalten; zweitens ist der Militärdienst zeitlich

zu begrenzen; und drittens dürfen politische Gegner nicht mehr gefoltert werden.

Am besten würden Bund und Nationalbank die erfolgreiche Unternehmung Robinvest von Christoph Blocher mit der Umsetzung dieses Projektes beauftragen. Damit Blocher gemeinsam mit dem Oberwalliser Honorarkonsul und Türöffner Toni Locher Eritrea endlich voranbringen kann. Der zweite Oberwalliser, Edi Gnesa, müsste – sicher ist sicher – die beiden Wildheuer begleiten.

Leider war die erste Eritrea-Erkundungsmission ein Flop. Fast-Bundesrat Thomas Aeschi verfasste für den *Blick* einen Reisebericht, der sich auf der Flughöhe eines Sekundarschüler-Aufsatzes bewegte. Die grüne Regierungsrätin Susanne Hochuli brachte die menschenrechtlichen Probleme nicht auf den Punkt. SP-Nationalrätin Yvonne Feri verbreitet sympathische Ratlosigkeit.

Alles Steilvorlagen für Simonetta Sommaruga. Anstatt diese zu nutzen, lenkt Rudolf Strahm vom Problem ab. Für ihn sollen Eritreer die bereits zu sauberen Schweizer Schulhöfe und Wälder nachputzen. Dabei gäbe es ein einfaches Mittel, um Eritreer zu beschäftigen: Bauern, die statt Eritreer Knechte aus Polen beschäftigen, verlieren den Anspruch auf Direktzahlungen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Aussterbende Spezies

Von Kurt W. Zimmermann — Früher waren Chefredaktoren politische Wirtshausschilder ihres Blatts. Nun stirbt die Spezies aus.

Wenn man nicht Abonnent des *St. Galler Tagblatts* oder der *Neuen Luzerner Zeitung* ist, dann ist diese Nachricht nicht besonders bewegend. Die zwei Zeitungen haben keinen eigenen Chefredaktor mehr.

Sie werden künftig in Personalunion geführt, von Pascal Hollenstein, der von der *NZZ am Sonntag* kam. Der wird nun zwischen Ost- und Innerschweiz hin und her pendeln.

Interessanter als das Einzelbeispiel ist der Trend. Der Berufsstand des Zeitungschefredaktors stirbt aus. Auch beim *Blick*, beim *Tages-Anzeiger* und bei der *Sonntagszeitung* gibt es keinen eigenen Chefredaktor mehr. Es braucht ihn nicht mehr.

Die Rolle des Chefredaktors wurde 1605 von Johann Carolus in Strassburg erfunden. *Relation aller fürnemmen und gedenckwürdigen Historien* hiess sein Blatt. 410 Jahre später führen drei Gründe zum Verschwinden der Berufsgattung Chefredaktor. Es sind dies ein struktureller, ein finanzieller und ein politischer Grund.

Strukturell haben sich Zeitungen von periodischen Publikationen in 24-Stunden-Maschinen verwandelt. Der Internet-Auftritt hat Priorität. Beim *Blick* ist das gedruckte Blatt nur noch eine Art Abfallprodukt der Online-Produktion. So braucht es auch keinen Chefredaktor mehr, der an der Redaktionssitzung donnernd die Stimme erhebt.

Strategie der Unvernunft

Finanziell sind Zeitungen in Nöten, weil ihnen die früheren Rubrikanzeigen weggebrochen sind. Es muss also auf der Redaktion gespart werden. Das aber ist schwierig, wenn Chefredaktoren sich als Platzhirsche verstehen und sich querlegen. Pascal Hollenstein, der neue Superchefredaktor in St. Gallen und Luzern, hat dieses Problem nicht mehr. Er kann bei den beiden *NZZ*-Töchtern die Kosten herunterfahren, ohne auf Widerstand zu stossen. Mit den zwei bisherigen, sehr selbstbewussten Chefredaktoren wäre das kaum gelungen.

Genau so verhielt es sich bei *Tages-Anzeiger* und *Sonntagszeitung*, denen mit Arthur Rutishauser auch ein gemeinsamer Chef vorsteht. Auch hier machte es strukturell keinen Sinn, die Sieben-Tage-Produktion auf zwei getrennte Redaktionen aufzuteilen. Rutishauser, als alleiniger Chef im Haus, konnte zudem die Personalkosten ungehindert herunterfahren.

Auch ein politischer Faktor führt zum schleichenden Tod der Gattung Chefredaktor.



Neuer Superchefredaktor: Pascal Hollenstein.

Die politischen Charakterköpfe, die früher oft an der Spitze von Zeitungen standen, sind heute nicht mehr gefragt. Bei Monopolblättern – und achtzig Prozent aller Tageszeitungen sind Monopolblätter – ist politisches Profil nicht erwünscht, weil es stets einen Teil der Leserschaft ausgrenzt. Ist man rechts, ärgern sich die Linken, ist man links, ärgern sich die Rechten.

Man will darum nicht auffallen. Gerade am Beispiel St. Gallen und Luzern kann man diesen Wandel gut aufzeigen. Vor zwanzig Jahren erschienen beiderorts noch zwei Blätter. Das *St. Galler Tagblatt* leitete der sehr liberale Chef Jürg Tobler, in Luzern sass der sehr konservative Chef Alois Hartmann. Beide waren nationale Figuren, weil sie in ihren Regionaltiteln nationale Politik machten, oft mit kräftiger Provokation. Heute wäre dieser Typus ein Geschäftsrisiko.

Das einzige Monopolblatt, das diese frühere Strategie bis heute fährt, ist die *Basler Zeitung* unter Chefredaktor Markus Somm. Im Grunde ist es eine Strategie der Unvernunft. Wäre er nicht ein politischer, sondern ein kommerzieller Kopf, hätte er das Blatt längst spülweich eingemittet. Stattdessen vertreibt er mit seiner rechtsbürgerlichen Haltung einen hübschen Teil der Leserschaft.

In St. Gallen und Luzern gehen sie dieses Risiko nicht ein.

Oscar & Chris

Von Beatrice Schlag — Rettet ein Schwarzer die Academy?

Vor elf Jahren moderierte Chris Rock zum ersten und bisher einzigen Mal die Oscar-Verleihung. Kein Mensch rechnete damit, dass er den Job je wieder bekommen würde.

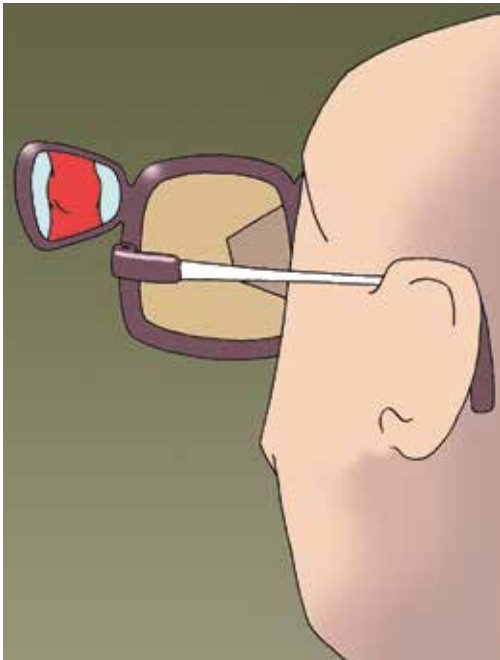
Die Zuschauerquoten sackten um fünf Prozent ab, Kritiker beschimpften ihn als einen der schlechtesten Moderatoren der Geschichte, arrogant und respektlos. Was damals noch keiner wusste: Es sollte neun Jahre dauern, bis jemand – Ellen DeGeneres – wieder eine höhere Quote erzielte als Rock. Und die war auch nicht wirklich erfolgreicher, errechnete die *New York Times*, wenn man die Bevölkerungszunahme in den neun Jahren berücksichtigt. Der Einbruch lag weniger an den Moderatoren als an der Tatsache, dass die überlange Zeremonie immer mehr Zuschauer langweilte. Wer sich weder an Promi-Garderoben noch an den unvermeidlichen Tränen von Oscar-Gewinnerinnen ergötzen kann, braucht wirklich hartes Sitzfleisch, um nicht wegzuzappen. Meryl Streep, das muss einmal gesagt sein, kann allein deswegen nicht genug Oscars bekommen, weil sie nie weint und hinreissend schräge Dankesreden hält.

In diesem Jahr, Sie haben es vielleicht gesehen, wurden keine nichtweissen Schauspieler nominiert. Der mexikanische Regisseur Alejandro González Iñárritu («The Revenant») ist der einzige Latino unter den Nominierten, die im TV zu sehen sein werden. Der Empörungsturm war enorm, als die Nominierungen bekanntgegeben wurden. Zu Recht. Es ging nicht um Political Correctness, sondern um hervorragende Leistungen, die nicht honoriert wurden. Boykottandrohungen, Protestaktionen sind angesagt. Warum Chris Rock der hastigen Einladung der Academy folgte, die Show erneut zu moderieren, ist nicht bekannt. Vielleicht war das Honorarangebot astronomisch. Vielleicht vergnügt es ihn, einen der grossartigsten Stand-up-Comedians des Landes, als Wiedergutmachungslösung der Academy ungeniert frech und respektlos sein zu können. Niemand weiss es. Filmfreaks: Tun Sie sich am kommenden Sonntag keine Freinacht an. Ein Moderator kommt gegen die umständliche Langsamkeit der Show nicht an. Aber möglicherweise lohnt sich eine Aufzeichnung.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Mir ist kürzlich ein Fauxpas unterlaufen. Nun würde mich interessieren: Darf man als glücklich verheirateter Familienvater anderen Frauen hinterherschauen?

Nico Ramstein, Basel

Bekennende Protestanten orientieren sich in diesem Fall am zehnten Gebot: «Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib.» Für alle anderen gilt: Du sollst dich nicht erwischen lassen.

Alex Baur, Weltwoche-Redaktor

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem Weltwoche-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Könnte es sein, dass der Dr. h. c. nicht <honoris causa>, sondern <humoris causa> verliehen wurde?» *André Collet*

Frühes Opfer der «Schule ohne Lehrer»?

Nr. 7 – «Akademischer Pfusch»;
Christoph Mörgeli über Markus Notter

Könnte es sein, dass Dr. iur. Dr. iur. h. c. Markus Notter gewissermassen ein «Computer-Legastheniker» ist, wie er im Internet zu seiner Rechtfertigung insinuiert? Dies wäre konsistent mit der Logik der «Cüpli-Sozialisten»: rinks marschieren, lechts verlustieren. Oder ist der Alt-Regierungsrat (mit fünfzig kann man scheinbar schon alt sein und die nächsten fünfzig Jahre die fürstliche Rente geniessen) ein frühes Opfer der «Schule ohne Lehrer», welche von seinen Genossen so eifrig gefordert wird? Vielleicht wäre Stützunterricht in Orthografie in Betracht zu ziehen. Könnte es sein, dass die selbsternannte «Elite» ein Sammelsurium von Leuten ist, für die der Volksmund so treffende Ausdrücke wie «Flasche», «Pumpe», «Niete» et cetera bereithält? Könnte es sein, dass der Dr. h. c. nicht «honoris causa», sondern «humoris causa» verliehen wurde? *André Collet, Winterthur*

Ich weiss nicht, weshalb Prof. Dr. Christoph Mörgeli so sehr gegen die Deutschkenntnisse von Dr. iur. Dr. iur. h. c. Markus Notter giftet. Eigentlich hätte Notter ja noch einen weiteren Dr. h. c. verdient! Denn zweifellos schlug er mit seiner Dissertation – wie weiland Winkelried bei Sempach – bereits 1989 eine breite Bresche für den Lehrplan 21: Nicht mehr Wissen und Können sind entscheidend, sondern nur noch Kompetenzen. Notter hat doch seine Kompetenz, in einer deutschähnlichen Sprache zu schreiben, deutlich unter Beweis gestellt. Und sicherlich hat er auch die Kompetenz, die wesentlichen Unterschiede zwischen Deutsch, Französisch und Englisch zu erkennen und vielleicht auch zu benennen. Mehr braucht es heute – gerade auf Twitter, Facebook und Whatsapp – ohnehin nicht mehr. Was soll da also die kleinliche Kritik an den paar Schreibfehlerchen? Markus Notter ist mit seiner Dissertation der eigentliche Pionier und Wegbereiter für den Lehrplan 21. Dafür gebührt ihm ewig jedweder Dank. *Edi Borer, Neuhausen (D)*

Politische Versprechungen

Nr. 7 – «Rechtsstaat»;
Editorial von Roger Köppel

Dem politischen Versprechen, mit dem Umsetzungsgesetz zur angenommenen Ausschaffungsinitiative würde der Landesverweis angemessen vollzogen, kann ich nicht trauen. Die Naivität, politischen Versprechungen Glauben zu schenken, geht mit zunehmendem Alter verloren. *Alex Schneider, Küttigen*



«Deutschähnliche Sprache»: Politiker Notter.

Ich arbeite seit Jahren als Lehrer an vorderster Front. Mitunter gibt es auch schon mal Zeiten, in denen ich der einzige Schweizer im Schulzimmer bin. Wie auch immer, die Botschaft an meine fremdländischen Schüler bleibt stets die gleiche: «Herzlich willkommen!» Im Sinne der Prävention betone ich ebenso bestimmt: «Sollte jedoch einer von euch, heute oder morgen, straffällig werden, hat er sein Gastrecht bei uns verwirkt.» Meine Schüler zeigen Einsicht, verstehen die Sache mit dem friedlichen Zusammenleben. Nur eben, Politiker, Kulturschaffende, all die Lieben und Netten, sie bagatellisieren gebetsmühlenartig die Untaten krimineller Ausländer. Sie verniedlichen, sie verharmlosen, sie beschönigen. Dies im Interesse der Täter, dies zu Ungunsten der Opfer! Ich glaube, meine Schüler würden mir folgen, will heissen, sogar sie würden der Durchsetzungsinitiative zustimmen.

Walter Meier, Hergiswil

Problem gelöst!

Nr. 6 – «Verkehrspolitischer Röhrenblick»;
Reiner Eichenberger und Marco Portmann
über den Gotthardtunnel

Wie können zwei so gescheite Autoren das Naheliegendste übersehen? Sie stellen überzeugend dar, dass Mobility-Pricing dazu verwendet werden sollte, die überbordende (weil zu billige, nicht kostendeckende) Mobilität einzudämmen. Zugegebenermassen könnte eine zweite Tunnelröhre durch den Gotthard so viel zusätzlichen PKW-Verkehr anziehen, dass der

Alpenschutzartikel in der Verfassung nicht mehr erfüllt wird. Die Gegenmassnahme liegt auf der Hand: Während der Bauzeit wird der Tarif für den obligatorischen Autoverlad so hoch angesetzt, dass der gesamte PKW-Verkehr durch die Alpen den vorgeschriebenen Umfang nicht überschreitet. Selbstverständlich wird es Umgehungsverkehr geben, doch dann wird eben Mobility-Pricing auch am San Bernardino und am Simplon eingeführt. Problem gelöst! *Peter Zweifel, Bad Bleiberg (A)*

Echo von der Teufelsbrücke

Nr. 6 – «Es war einmal der Gotthard»;
Titelgeschichte

Sehr verehrte Madame Doris
mit Verlaub: Ora pro nobis!
Rechtsverkehr als Testament,
linke Tunnelspur als Supplement
für die EU, für unsre Kinder
noch mehr schwere Zwölfzylinder,
Alpenrosen, Krokus, Enzian
verwelken ob der Autobahn.
Ob das Stimmvolk mit Bedacht
aus dem Märchentraum erwacht?
Zweite Gotthard-Röhre? – Ô mon Dieu!
Bürgerschaften: Faites vos jeux!
Kurt Gisler, Altdorf

Ziel der Funktionäre

Nr. 6 – «Kritik am Islam verboten»;
Alex Reichmuth über Religionsunterricht

Ich habe grosse Achtung vor Religionslehrer Bannwart. Es ist unglaublich, wie die obergescheiterten Funktionäre den Islam unterstützen. Diese Leute lesen scheinbar keine Zeitungen, in denen immer wieder über Gewalttaten an Christen in muslimischen Ländern berichtet wird. Wir sind immer noch ein christliches Land, und unsere Religion gehört zu uns. Dass der Islam eine Gefahr darstellt, ist diesen Funktionären egal. Wenn es so weitergeht, sind die Muslime in unserem Land in 50 Jahren in der Mehrheit, und dann wird es keine Kirchen und westliche Religionslehrer mehr

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

geben. Scheinbar ist das das Ziel dieser verblendeten Funktionäre.

Heinrich Frei, Weinfelden

Erst-, Zweit- und Drittklassmenschen

Nr. 5 – «Vergehen gegen die Gleichheit»;
Martin Grichtung über den Islam

Der Autor wirft dem Islam – zu Recht – die Unterscheidung in Erst-, Zweit- und Drittklassmenschen vor und spricht von den christlichen Grundsätzen der fundamentalen Gleichheit aller Menschen. Nun kennt aber auch die katholische Kirche eine ähnliche Abstufung in drei Klassen: Zuerst gibt es die Klasse der Priester, denen die Laien gegenüberstehen. Und bei den Laien können die Männer zu Priestern geweiht werden, wogegen den Frauen dieser Aufstieg verwehrt bleibt. Grichtung fordert dann einen neuen Straftatbestand, den er «Vergehen gegen die Gleichheit» nennt.

Dabei müsste wohl die katholische Kirche als Erste auf der Anklagebank sitzen. Dann lobt er – der äusserst konservative Priester – irgendwie die Aufklärung, die auf christlichen Grundsätzen beruhe; es war aber gerade die katholische Kirche, die der Aufklärung jahrhundertlang negativ gegenüberstand. Erst vor fünfzig Jahren (!) hat sich das Zweite Vatikanische Konzil zu den Errungenschaften der Aufklärung bekannt. Es ist wohl richtig, dass mit der Aufklärung Tausende Priester im Namen der Vernunft ermordet wurden. Das kann und muss man beklagen. Aber man müsste dann auch von der Inquisition und ihren Opfern sprechen und von der Verbrennung des Jan Hus (trotz Zusage von «freiem Geleit») 1415 und des Hieronymus von Prag (1416) anlässlich des Konzils von Konstanz. Und fast 200 Jahre später von der Verbrennung Giordano Brunos (1600) in Rom. Und wohl von vielen anderen mehr. *Peter V. Brunner, Stäfa*

Einwurf

Irres Spiel

Die «freie Marktwirtschaft» wird zum Pseudonym einer zentralen Planwirtschaft.

Können Sie sich Folgendes vorstellen? Der Staat erlaubt Systemgetreuen für besseres Auskommen Einbrüche, mahnt sie aber zugleich, keine Spuren zu hinterlassen. Unvorstellbar? Beispiele: Banken beklauen die Sparer im Auftrag der Notenbank mit Null- und Minuszinsen, mit dem Vorwand der Wirtschaftsförderung.

Mit immensen Schwachwährungskäufen von fast 600 Milliarden Franken, die trotz Auflösung der Euro-Anbindung erhöht wurden, verschlimmert die Schweizerische Nationalbank dieses irre Spiel. Man gibt also als Sparer sein Vermögen der Bank zur sicheren Aufbewahrung mit dem Wissen, legal bestohlen zu werden. Hochverschuldete Hypothekennehmer werden vom Staat steuerlich zugunsten noch höher verschuldeter Banken, die kaum eine Eigenkapitaldeckung von fünf Prozent nachweisen, bevorteilt. Bestraft werden hingegen die Sparer über den Eigenmietwert.

Schuldner werden von noch grösseren Schuldner belohnt und vom Staat steuerlich auf Kosten der Allgemeinheit belohnt. Bargeld in der Matratze wird zum Risiko, da politisch gewollte Migration – notabene auch die Migration Krimineller – für das Wirtschaftswachstum (und die bewusste nationale Identitätsvernichtung) von Nutzen ist. Kriminelle Ausländer haben heute gegenüber Einheimischen mehr Rechtsschutz ohne Kostenfolge. Selbstschutz der Bürger jedoch ist polizeilich strafbar mit Kostenfolge. Die Notenbanken versuchen Gold als Werterhalt mit allen Machenschaften, auch mit enormen Leerverkäufen, zu verhindern, denn «seriöse» Währungen wie der Dollar, das Pfund, der Euro und nun auch der Franken dürfen nicht durch das «dumme» Volk in den Ruin getrieben werden. Zwielfichtige Bürger, Steuerhinterzieher, Drogenhändler, Zuhälter oder Geldwäscher dürfen direkt (und mittels Kunststoffgeld unbemerkt) über ihr Konto beklaut werden.

Der Moloch Staat und die international verflochtenen Finanzeliten glauben immer noch, mittels Geldfälschung und Raub den Schuldenberg abzubauen zu können. Die «freie Marktwirtschaft» verkommt zum Pseudonym einer zentralen Planwirtschaft mit permanenter Kapitalvernichtung. *Bruno Ackermann, Adligenswil*

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch





Spiel mit der Glaubwürdigkeit: Burkhalter, Schneider-Ammann.

Wahl der Waffen

Der eine will die Welt retten, der andere Arbeitsplätze erhalten: Aussenminister Didier Burkhalter und Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (beide FDP) fechten seit Wochen einen erbitterten Kleinkrieg um Waffenexporte in den Nahen Osten aus. *Von Hubert Mooser*

Es geht um die Lieferung von Flugabwehrsystemen und entsprechenden Ersatzteilen nach Pakistan und Saudi-Arabien, um Munition für die Vereinigten Arabischen Emirate, um einen Piranha-Schützenpanzer für Katar. Die Liste liesse sich verlängern. Aufgescheucht vom Arbeitsplatzabbau in der Maschinenindustrie, versucht Schneider-Ammann die vom Bundesrat verordnete Exportblockade zu durchbrechen.

Bundeskanzler will vermitteln

Wegen der Bedenkenträger in Didier Burkhalter's Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) handhabt der Bundesrat solche Exporte jedoch strenger als EU-Länder. Vertreter der betroffenen Unternehmen rennen beim Wirtschaftsminister und bei anderen Bundesräten die Tür ein. Einzelne Betriebe fassen aufgrund der prekären Auftragslage und der blo-

ckierten Ausfuhrgesuche einen Stellenabbau ins Auge. Pikantes Detail: Die am Dienstag publizierte Ausfuhrstatistik des Wirtschaftsdepartements zeigt einen Rückgang beim Kriegsmaterialexport von mehr als 20 Prozent.

Alles Lamentieren und Lobbyieren der Branche hat bisher aber nicht viel verfangen. Fast jeden Mittwoch läuft im Bundesrat das gleiche Schauspiel ab: Schneider-Ammann präsentiert eine Liste mit blockierten Exportgesuchen, gestützt auf die Bedenken seiner Direktion für Völkerrecht legt sich Aussenminister Burkhalter dann automatisch quer, in der Regel assistiert von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Bei der darauffolgenden Diskussion kann Schneider-Ammann die Argumente Burkhalter's selten parieren und muss am Ende das Geschäft wieder zurückziehen.

Der Streit verdeutlicht das Zerwürfnis zwischen den beiden FDP-Bundesräten. Bundes-

ratsnahe Kreise vermuten, Burkhalter gehe es bei seinem hartnäckigen Widerstand längst nicht mehr nur um die umstrittenen Exporte in Krisenregionen. Man habe mehr und mehr den Eindruck, der Romand wolle Parteikollege «Schneider-en-panne» (Schneider ausser Betrieb) schlecht aussehen lassen – und sich als starker Mann in der Regierung aufspielen.

Auch auf Stufe der Generaldirektion gibt es gegenseitige Animositäten, die Kommunikation scheint gestört. Schneider-Ammann's Generalsekretär, Stefan Brupbacher, sei für die Burkhalter-Mannschaft so etwas wie ein rotes Tuch, war aus der Verwaltung zu vernehmen. Das Klima ist derart vergiftet, dass Bundeskanzler Walter Thurnherr seine Dienste als Vermittler bei den Waffenausfuhren angeboten hat.

Freilich: Kleine Sticheleien zwischen welschen und Deutschschweizer FDP-Magistraten haben Tradition. Legendär waren die Schar-

mützel zwischen dem Walliser Pascal Couchepin und dem Appenzeller Hans-Rudolf Merz. Ihre Rivalität ging aber nie so weit wie jetzt die zwischen Burkhalter und Schneider-Ammann. Die aktuellen FDP-Bundesräte liegen sich seit Beginn ihrer Amtszeit in den Haaren.

Genosse Levrat profitiert

Als Burkhalter noch Innenminister war, gab es Streit wegen der Verlegung der Hochschulbildung ins Wirtschaftsdepartement von Schneider-Ammann. Nach Burkhalters Wechsel ins EDA wurde es nicht besser – zumal SP-Präsident Christian Levrat den Konflikt von aussen zusätzlich befeuerte.

Je nach politischer Grosswetterlage hackte Levrat einmal auf Burkhalter, ein andermal auf Schneider-Ammann herum und drohte mit der Abwahl des einen oder des anderen FDP-Bundesrates. Der Aussenminister und der Wirtschaftsminister gerieten aber auch bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative aneinander, wo sie anfänglich unterschiedliche Positionen und Lösungsansätze verfolgten. Jetzt trennen sie die Ausfuhren von Rüstungsgütern in Krisenländer.

Die FDP versucht, den Ball flach zu halten. Der Versuch einer Erklärung von Fraktionschef Ignazio Cassis (TI): «Bundesrat Burkhalter stammt aus dem Kanton Neuenburg, wo der Freisinn traditionell eher am linken Flügel der FDP Schweiz politisiert. Bundesrat Schneider-Ammann hat als ehemaliger Wirtschaftskapitän eine stärkere wirtschaftsliberale Sensibilität», sagt Cassis.

Die beiden hätten auch unterschiedliche Rollen, erklärt die Waadtländer FDP-Nationalrätin Isabelle Moret. Der sprachkulturelle Hintergrund spiele keine grosse Rolle. In der Fraktion gebe es zwischen Freisinnigen aus der Romandie und der Deutschschweiz keine grossen Differenzen. Im konkreten Fall würden die zwei Bundesräte jedoch die Interessen ihrer jeweiligen Departemente vertreten. Sie hätten auch unterschiedliche Agenden.

Die Agenda Burkhalters: Seit er 2014 die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) präsidieren durfte, gefällt sich der Aussenminister in der Rolle des internationalen Friedensapostels. Das Händeschütteln mit Krenlchef Wladimir Putin, das Posieren mit US-Präsident Barack Obama und dessen Gemahlin vor dem Galadiner in New York, das Herumalbern mit US-Aussenminister John Kerry am WEF in Davos – das alles gefällt ihm besser als die von ihm eigentlich erwartete Knochenarbeit am EU-Dossier. Den Export von Rüstungsgütern empfindet er als ein unelegantes und daher unerwünschtes Störmanöver bei seiner Weltmission.

Bloss: Seine Erfolgsbilanz als Friedensstifter ist etwas weniger glanzvoll als seine Auftritte auf dem internationalen Parkett. Schlimmer noch: Die persönlichen Ambitio-

nen des Aussenministers bekommen der Wirtschaft je länger, desto weniger. Maschinenindustrielle und Wehrtechnikunternehmen sprechen in internen Schreiben von einem «wirtschaftsfeindlichen Verhalten» des EDA. Besonders seit einigen Monaten gebärde sich das Departement des Aussenministers zum Thema Waffenausfuhren «päpstlicher als der Papst», wie die Thurgauer Ständerätin Brigitte Häberli-Koller (CVP) kürzlich gegenüber der *Weltwoche* meinte. Ein Beispiel: Noch im September 2015 hatte das EDA kein Problem mit dem Export eines Flab-Systems nach Pakistan. Als das gleiche Unternehmen Anfang 2016 ein ähnliches Exportgesuch wieder für Pakistan in Bern deponierte, hatte Burkhalters Departement plötzlich Bedenken.

Die Schweizer Anbieter geraten damit gegenüber ihrer Konkurrenz aus Frankreich und

Seit Burkhalter 2014 die OSZE präsidieren durfte, gefällt er sich in der Rolle des Friedensapostels.

Deutschland ins Hintertreffen. Während die Deutschen für Dutzende Millionen Kleindrohnen, Funkzubehör, Panzerersatzteile, Munition für Panzer und Pistolen nach Saudi-Arabien liefern, darf die Schweiz den Saudis nicht einmal reparierte Flab-Systeme zum Schutz der Bevölkerung retournieren – wegen des im

Mai 2015 vom Bundesrat beschlossenen Moratoriums für Exporte solcher Art in den Nahen Osten. Hintergrund dazu bildet der Konflikt im Jemen, in den unter anderen auch Saudi-Arabien teilweise involviert ist.

Munition für Leibwächter

Eine so restriktive Haltung will ausser den Sozialisten, den Grünen und Burkhalter eigentlich niemand. «Diese Lieferungen sind wichtig für die Schweizer Wirtschaft», sagt FDP-Nationalrätin Corina Eichenberger-Walther (AG), Präsidentin der nationalrätlichen Sicherheitskommission (SIK). «Daran hängen auch viele Brotkörbe. Es steht auch die Glaubwürdigkeit der Schweizer Wehrtechnik auf dem Spiel.» Die SIK habe ein Signal setzen wollen, als sie den Vorschlag für ein definitives Verbot aller Lieferungen an Länder, die in den Jemen-Konflikt involviert sind, deutlich ablehnte.

Geholfen hat das nicht: Schneider-Ammann kam mit seinen Rüstungsexporten nicht weiter. Allerdings macht er es seinem Parteikollegen Burkhalter zuweilen etwas leicht: Auf der Exportgesuchsliste, die der Wirtschaftsminister vor rund einer Woche dem Bundesrat vorlegte, figurierte neu auch eine Lieferung von sechzig Millionen Schuss Munition für den Personenschutz in den Vereinigten Arabischen Emiraten. So viel Munition für Leibwächter – da hatten auch Schneider-Ammann wohlgesinnte Bundesräte etwas Bedenken. ○

Mehr Schutz für unsere Frauen und Töchter!

Jetzt abstimmen!

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Stimmzettel für die Volksabstimmung
vom 28. Februar 2016

Wollen Sie die Volksinitiative «Zur Durchsetzung der Ausschaffung krimineller Ausländer (Durchsetzungsinitiative)» annehmen?

Antwort

JA

www.durchsetzungs-initiative.ch



SVP Schweiz, Postfach, 3001 Bern

Mit einer Spende auf PC 30-8828-5 unterstützen Sie unsere Arbeit. Herzlichen Dank.

Aufnahmen um jeden Preis

Die Flüchtlingsströme vom Balkan werden schon bald vor der Schweizer Grenze stehen. Doch das Staatssekretariat für Migration flüchtet sich derweil in unverbindliche Floskeln.

Von Wolfgang Koydl



Wann ist der «ausserordentlich grosse Zustrom» erreicht? Österreichisch-slowenische Grenze.

Das Manöver entbehrte zwar der Eleganz, die einen perfekt exekutierten Richtungswechsel beim Wiener Walzer auszeichnet. Dafür vollzog sich die Kehrtwende der österreichischen Regierung in der MigrantInnenproblematik ziemlich flott: Von «Küss die Hand, Frau Flüchtling» zu «Schleicht's euch, ihr Tschuschen» in weniger als vier Wochen – das ist ein Rekord. Willkommenskultur war gestern. Auch Österreich schottet sich ab – mit Zäunen, Kontrollen und Quoten.

Weniger schnell scheint in Bern die Erkenntnis angekommen zu sein, welche Folgen die Wiener Entscheidungen für die Eidgenossenschaft haben dürften. Vor allem die Ankündigung, dass der Nachbar nicht nur die Grenzen zum Balkannachbarn Slowenien strenger überwacht, über den in den vergangenen Mo-

naten der allergrösste Teil der MigrantInnen zog, hätte in Bern die Alarmglocken schrillen lassen müssen. Denn Wien kündigte gleichzeitig an, auch am Brenner und am Reschenpass nicht mehr jeden ungeprüft durchzuwinken.

Mit anderen Worten: Fachleute erwarten, dass sich die MigrantInnenströme vom Balkan wieder auf Italien verlegen werden – sei es über die Mittelmeerroute, sei es über einen neuen Weg von Albanien über die Adria nach Apulien. Die *Basler Zeitung* berichtete vergangene Woche, dass Schlepperbanden begonnen hätten, in albanischen Küstenorten Boote aufzukaufen. Wenn Österreich auch in Tirol den Weg nach Norden versperrt, bleibt die Route über die Schweiz.

Diese Einschätzung wird vom eidgenössischen Grenzschutzkorps (GSK) geteilt. Man

gehe davon aus, dass «aufgrund der voraussichtlich ab Frühling besseren meteorologischen Bedingungen» die «Mittelmeerroute, unabhängig von den aktuellen Diskussionen/Ereignissen, wieder an Bedeutung gewinnen» und es daher «wieder zu einer Zunahme kommen» werde, schrieb GSK-Sprecher Attila Lardori. Ein wenig verschlungen fügte er hinzu: «Die Lage [...] ist auch abhängig von der Situation in den Herkunftsländern, von der geografischen Lage sowie den Distanzen, von meteorologischen Bedingungen, von den Massnahmen der betroffenen Staaten und

Gilt auch in Bern Angela Merkels Mantra: «Egal, was kommt – wir schaffen das»?

schlussendlich auch vom persönlichen Entscheid jedes MigrantInnen/jeder MigrantInnen.»

So beruhigend es ist, zu sehen, dass sich Schweizer Beamte in die Situation einzelner MigrantInnen und MigrantInnen versetzen, so wichtig ist es gleichwohl, zu wissen, wie sich die Politik in Gestalt des Staatssekretariats für Migration (SEM) auf einen grossen Flüchtlingsansturm vorbereitet. Die *Weltwoche* schickte daher einen Fragenkatalog ans SEM, für dessen Beantwortung sich die Behörde von Donnerstagvormittag bis Montagnachmittag Zeit liess. Die Antworten sind gerade wegen ihrer Undurchsichtigkeit so aufschlussreich, dass wir sie im Original zitieren.

Die *Weltwoche* wollte unter anderem wissen, welche Planungen es für den Fall gebe, dass mehrere tausend Menschen pro Tag an den Schweizer Südgrenzen stehen, und ob auch die Schweiz – ähnlich wie Österreich – Flüchtlingstransporte von Chiasso an die deutsche Grenze organisieren werde. Würden Asylsuchende nach Italien zurückgeschickt? Denkt man in Bern darüber nach, analog zu Deutschland weitere Staaten als sichere Herkunftsländer zu definieren? Erwägt man vielleicht sogar die Einrichtung von Obergrenzen oder Tageskapazitäten?

Eine direkte Antwort blieb die derzeit wohl wichtigste Behörde in Simonetta Sommaruga's Justizdepartement in allen Fällen schuldig. Stattdessen schrieb sie:

Einige grundsätzliche Ausführungen vorab:

Die Migrationslage in Europa ist weiterhin sehr volatil, und es gibt nach wie vor zahlreiche Unklar-

heiten. Unklar ist unter anderem, ob es zu einem Übereinkommen der EU mit der Türkei zur Begrenzung der Migration kommt. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass in den kommenden Wochen die Zahl der Migrantinnen und Migranten auf der Balkanroute zumindest verringert wird.

Kommt es auf der Route von der Türkei durch Griechenland und die Staaten des Balkans zu einer Verlangsamung der Migration, so dürfte es namentlich in Griechenland zu einem Rückstau der Migrantinnen und Migranten kommen. Dies vor allem dann, wenn im Frühjahr die Zahl der Anlandungen auf den griechischen Inseln witterungsbedingt wieder zunimmt.

Heute ist eine Prognose, ob sich Ausweichrouten etablieren werden, schwierig. Diese Möglichkeit besteht aber und das SEM beobachtet die Lage laufend.»

Nach dem unverbindlichen Vorspiel nähert sich das Amt dann doch ein wenig dem Kern des Problems. Demnach bereite sich die Schweiz tatsächlich «auf die Bewältigung eines möglichen starken Anstiegs von Asylsuchenden und auf eine ausserordentliche Lage im Asylbereich» vor. Um welche Massnahmen es sich handeln könnte, bleibt indes im Dunkeln. Stattdessen verweist man auf schon heute verfügbare Instrumente: 48-Stunden-Verfahren, *fast track*, konsequenter Wegweisungsvollzug sowie «Voraufnahmeszenarien für die Erstaufnahmestrukturen des SEM [...], um auf abrupte Entwicklungen rasch reagieren zu können».

Dann folgt ein Absatz, der in dem deutschen Mail auf Französisch verfasst ist und sich auf Artikel 55 des Asylgesetzes «als letzte Möglichkeit» bezieht. Schlägt man diesen Passus nach, sieht man, dass auch die Schweiz die rechtlichen Möglichkeiten hätte, andere Seiten aufzuziehen, wenn sie nur wollte.

Eine Frage der Umstände

Denn dieser Artikel eröffnet die Möglichkeit, «bei ausserordentlich grossem Zustrom von Asylsuchenden in Friedenszeiten» Flüchtlingen nur so lange Asyl zu gewähren, wie der Schweiz «dies nach den Umständen möglich ist». Der Bundesrat könne «in Abweichung vom Gesetz die Voraussetzungen für die Asylgewährung und die Rechtsstellung der Flüchtlinge einschränken». Wenn zudem «die dauernde Beherbergung von Flüchtlingen die Möglichkeiten der Schweiz übersteigt, kann Asyl auch nur vorübergehend gewährt werden, bis die Aufgenommenen weiterreisen können».

Das sind erstaunlich klare Worte. Noch erstaunlicher ist, dass das SEM sie nur verdrückt und verschämt preisgibt. Aber vielleicht sind es am Ende doch nur Worte. Denn es bleibt offen, wann der «ausserordentlich grosse Zustrom» erreicht ist. Bei 100 000 Migranten? Bei einer Million? Oder gilt vielleicht auch in Bern Angela Merkels Mantra: «Egal, was kommt – wir schaffen das»? ○

Stromausstieg

Die AKW-Betreiber wollen die Atomausstiegs-Initiative der Grünen kampflos hinnehmen. Die Bewirtschaftung von Subventionen ist rentabler als die Stromproduktion. Von Alex Baur

Die drei Schweizer Stromriesen und AKW-Besitzer Alpiq, Axpo und BKW wollen sich am Abstimmungskampf um die Atomausstiegsinitiative der Grünen nicht beteiligen, wie die *Sonntagszeitung* berichtet. Männiglich reibt sich die Augen. Ist das nicht etwa so, als würden die Metzger ein Fleischverbot fanatischer Veganer kampflos hinnehmen? Überhaupt nicht. Die Haltung ist in sich logisch.

Das primäre Ziel jedes Konzerns ist der Gewinn. Doch mit konventioneller Stromproduktion lässt sich zurzeit kaum noch Geld verdienen. Fünf von sechs Schweizer Wasserkraftwerken generierten letztes Jahr Verluste. Unsere AKW produzieren zwar relativ günstig (rund 5 Rappen/kWh), doch bei einem Marktpreis von durchschnittlich 4 Rappen/kWh können sie nicht mehr mithalten.

Die Stromschwemme ist eine Folge der absurd hohen Subventionen sowie einer Abnahmegarantie für Alternativstrom. Letztes Jahr subventionierte der Bund über die sogenannte KEV-Abgabe den Solarstrom mit 38 Rappen/kWh, beim Wind waren es 14 Rappen/kWh, bei Kleinwasserkraftwerken 11 Rappen/kWh. Sogar die Bauern könnten bei solchen Subventionsmargen neidisch werden.

Mit 769 Millionen Franken subventionierte der Bund allein 2015 seine Energiewende. Dazu kommen Fördergelder aller Art von Kantonen und Gemeinden. Deutschland schüttete im gleichen Jahr 22,9 Milliarden Euro Fördergelder für Alternativstrom mit einem Marktwert von 1,5 Milliarden Euro aus. Der Markt gilt für diese Produzenten nicht, der Staat garantiert ihnen eine «kostendeckende» Abnahme, egal ob der Strom benötigt wird oder nicht.

Damit wären wir beim Hauptproblem der Energiewende, das keine Subvention der Welt lösen kann: Der Flatterstrom von Wind und Sonne verschlingt nicht nur gewaltige Ressourcen, er fällt überdies selten an, wenn man ihn braucht – und vor allem nicht dann, wenn man ihn am meisten brauchen würde, nämlich bei schlechtem Wetter und im Winter. Wirtschaftlich und ökologisch vertretbare Speichermöglichkeiten sind nicht in Sicht.

In einem freien Markt ist der Alternativstrom deshalb faktisch wertlos. Selbst wenn die Gestehungspreise noch fallen sollten. Man kann so viel «zubauen», wie man will – der Flatterstrom von Wind und Sonne kann die konventionelle Produktion nicht ersetzen. Doch die hochsubventionierten Zwangseinspeisungen reichen aus, um den Markt aus dem Gleichge-



Orientierungslose Riesen: AKW Gösgen.

wicht zu bringen. Die Stromgiganten haben dies erkannt – und reagieren wirtschaftlich rational. Weil sich mit einer sicheren und günstigen Grundversorgung im Land nichts mehr verdienen lässt, verlagern sie ihren Fokus auf den internationalen Handel und die Bewirtschaftung der Subventionstöpfe.

Und keiner stoppt den Irrsinn

So gesehen wäre eine Annahme der grünen Ausstiegsinitiative für die Stromriesen keine Katastrophe. Im Gegenteil. Die frühzeitige Stilllegung der tadellos funktionierenden AKW müsste natürlich mit mehreren Milliarden Steuerfranken entschädigt werden. Zwar würden damit vierzig Prozent der schweizerischen Stromproduktion wegfallen und müssten durch Importe ersetzt werden. Doch auch damit lässt sich Geld verdienen.

Die Schweizer Stromkonzerne, über ein Jahrhundert lang ein grundsolider Motor des Arbeitsplatzes Schweiz und zuverlässiger Goldesel, generieren neuerdings Milliardenverluste, torkeln wie orientierungslose Riesen. Die Kantone Zürich, St. Gallen und Aargau prüfen deshalb bereits den Verkauf ihrer Anteile. Und keiner stoppt den Irrsinn. Auf Anfang Jahr hat der Bund einmal mehr die KEV-Abgabe um zwanzig Prozent und die Subventionen für Alternativstrom auf 843 Millionen Franken erhöht. ○

Ansichten eines Asylhelfers

Die gute Nachricht: Der Aargau hat den Ansturm im Asylwesen logistisch tadellos gemeistert. Die schlechte: Die meisten Zuwanderer haben keine Perspektiven und bleiben bei der Sozialhilfe hängen. Erfahrungsbericht eines Zivildienstlers. Aufgezeichnet von Alex Baur

Ordnung muss sein. In einem speziellen Kurs hat mich die Armee im letzten August auf meinen sechsmonatigen Einsatz als «Asylbewerber-Betreuer» im Aargau vorbereitet. Eine Woche lang habe ich also in der Nähe von Thun den «konfliktfreien Umgang mit Menschen» (so der Titel des Kurses) in Theorie und Praxis (Rollenspiele) geübt. Ich kam mir vor wie im Kindergarten. Was da gelehrt wurde, ist banal, und wer mit 21 Jahren noch nicht über den dafür nötigen gesunden Menschenverstand verfügt, dem hilft auch ein solcher Kurs nicht. Das Einzige, was ich gelernt habe: In diesem Land wird an alles gedacht, wenn es um die Betreuung von Asylbewerbern geht.

Im praktischen Alltag gestaltete sich der Umgang mit den Asylbewerbern grosso modo – auf die Ausnahmen werde ich noch zurückkommen – erstaunlich gesittet und geordnet. Die Herkunft prägt die Menschen zweifellos, aber die Grundbedürfnisse sind allenthalben dieselben: ein Dach über dem Kopf, Essen, Hygiene, mal ein Arztbesuch oder ein ÖV-Ticket für einen amtlichen Termin. Dafür ist die Asylbetreuung zuständig. Und ich wage nach einem halben Jahr zu sagen: Unser System funktioniert so zuverlässig wie eine Schweizer Uhr, es hat die Migrationswelle, die in den letzten Monaten über unsere Grenzen schwappte, erstaunlich effizient und flexibel bewältigt. Rein logistisch zumindest.

Man geht sich aus dem Weg

Mein Einsatz als Zivildienstler im Asylwesen begann in Menziken im Wynental, wo wir im ehemaligen Hotel «Sternen» ein Heim mit vorerst 60 Betten neu eingerichtet haben (später wurde die Bettenzahl erhöht). Alles zweckdienlich, ohne Luxus, aber ausreichend. Wie ich hörte, soll es im Vorfeld massive Opposition aus der Nachbarschaft gegeben haben. Konkrete Feindseligkeit aus der Bevölkerung gegenüber den Asylanten habe ich allerdings nie bemerkt, weder in Menziken noch in anderen Orten im Kanton Aargau, wo ich in der Folge zum Einsatz kam. Die Kontakte der Zuwanderer mit den Einheimischen beschränken sich auf ein Minimum. Man geht sich gegenseitig aus dem Weg, grüsst sich vielleicht einmal, und wo es mehr werden soll, wirkt es schnell einmal künstlich und peinlich. Man hat kaum gemeinsame Interessen, darum gibt es wenig zu berichten. Die Asylheime erhalten viele Spenden im Form von Kleidern und Möbeln, doch damit erschöpft sich der Austausch.

Vom zentralen Aufnahmezentrum in Buchs bei Aarau werden die Neuankömmlinge auf zahlreiche Unterkünfte über den ganzen Kanton verteilt. Die Personen reisen in der Regel mit der Bahn oder dem Bus, das Gepäck wird separat per Lieferwagen zugestellt. In den Heimen steht alles bereit, was man zum Leben braucht, vom Bettbezug über Besteck bis zum Putzmaterial, vom Kühlschrank über Kleider und Schuhe bis zum TV-Gerät. Nichts geht bei der Rundumversorgung vergessen. Nur kochen müssen die ungebetenen Gäste selber. Dafür erhalten sie zehn Franken pro Person und Tag. Wer abgewiesen wird und die Ausreise verweigert, erhält nur sieben Franken fünfzig. Sogar die Regelwidrigkeit ist geregelt.

Was mir vom ersten Tag an auffiel: Man muss den Asylsuchenden nichts erklären, selbst Neulinge wissen ganz genau, was sie wo bekommen, in welchen Gemeinden die Leistungen etwas höher sind, auch wenn es nur um ein paar

Ein anderer Syrer schrie, er wünsche sich für die Schweiz dasselbe wie das, was in Paris passiert sei.

Franken geht. Für uns mögen es geringe Beträge sein, doch für Zuwanderer, die hier fürs Nichtstun viel mehr bekommen, als sie in ihrer Heimat mit harter Arbeit erwirtschaften würden, sind das stattliche Anreize. Und es scheut sich auch keiner, diese Ansprüche einzufordern, wenn nötig, resolut.

Als Helfer darf man keine Dankbarkeit erwarten. Es ist wie im Hotel: Solange der Service stimmt, sagt keiner was, sonst wird halt reklamiert. Allerdings gab es schon Szenen, die den guten Willen arg strapazierten. Etwa der Vorfall mit der sechs- oder siebenköpfigen syrischen Familie, die wir mit viel Mühe in der Umgebung von Brugg platzierten. Die Gemeinde hatte ein altes, aber guterhaltenes Bauernhaus zur Verfügung gestellt, der Gemeindeammann war persönlich zur Begrüssung der Familie erschienen. Doch die Syrer wollten die Wohnung nicht einmal ansehen, eine Frau veranstaltete ein Riesengeschrei, drohte sich mit dem Kind vor ein Auto zu werfen. Ich verstand nicht genau, ob ihr die ländliche Umgebung missfiel oder ob sie ein moderneres Haus wollte. Wir sind dann einfach weggefahren.

Ein anderer Syrer, der erfolglos ein Einzelzimmer forderte, schrie einmal, er wünsche sich für die Schweiz dasselbe wie das, was in

Paris passiert sei. Das war kurz nach der Terrorwelle in Frankreich. Da schluckt man schon mal leer. Doch man muss es einfach hinnehmen. Auch bei Verstössen gegen die Hausordnung kann man nicht mehr tun, als an den guten Willen zu appellieren. Irgendwelche Sanktionsmöglichkeiten gibt es nicht.

Mehr Kinder bringen mehr Geld

Solche Unfreundlichkeiten passieren aber nicht jeden Tag. Mit Kriminalität hatten wir kaum zu tun. Renitente Straftäter werden in gesonderten Heimen einquartiert und von Profis betreut. Gerade die Syrer sind in der Regel relativ gut gebildet und haben vielleicht noch die besten Integrationschancen. Sie sind allerdings in der Minderheit. Ziemlich schlecht sieht es in dieser Hinsicht mit den Eritreern aus – der weitaus grössten Gruppe – und den Afghanen. Die meisten von ihnen haben kein Interesse, auch nur die Sprache zu lernen. Ich habe Eritreer und Somalier kennengelernt, die seit vielen Jahren hier leben und eigentlich arbeiten dürften; doch sie foutieren sich darum, die Sozialhilfe reicht ihnen vollauf.

Im Bezirk Kulm betreute ich zwei somalische Familienclans mit je acht Kindern. Einige davon wurden hier geboren. Das hat auch ökonomische Gründe. Sobald Asylsuchende die vorläufige oder auch definitive Aufnahme erhalten, haben sie den vollen Anspruch auf Sozialgeld gemäss Skos. Viele Kinder bringen viel mehr Geld, als ein Ungelernter mit Arbeit verdienen kann. Ich habe auch von Fällen gehört, in denen Frauen just schwanger wurden, wenn die Ausweisung drohte. Zufall? Der zynisch anmutende Poker um die selbstverschuldete Not schwingt bei unserem Asylwesen stets mit.

Wer unter den Asylsuchenden in seiner Heimat wirklich verfolgt wird, lässt sich schwer beurteilen. Darüber wird auch kaum geredet. Wenn man etwa die Geschichte von der Frau aus Sri Lanka hört, die zuerst vergewaltigt und deshalb von ihrem Clan auch noch verstossen wurde, gibt das natürlich zu denken. Ich frage mich dann allerdings auch: Wie konnte diese angeblich mittellose Frau um die halbe Welt in die Schweiz reisen? Der Begriff «Flüchtling» bereitet mir allgemein Mühe bei Migranten, die durch zahlreiche Länder gereist sind, in denen sie nicht verfolgt wurden, um in ein bestimmtes Land zu gelangen. Wenn ich als Zivildienstler Dienstverweigerer aus Eritrea betreue, hat das irgendwie etwas Absurdes. Gewiss, Eritrea ist nicht die Schweiz, man weiss dort offenbar



Als Helfer darf man keine Dankbarkeit erwarten.

nie, wie lange der Dienst am Vaterland dauert, das Regime ist sicher nicht so komfortabel. Aber ist das wirklich ein Asylgrund? Sollten diese jungen Männer nicht in ihrer Heimat für bessere Bedingungen kämpfen, statt hier tatenlos den lieben langen Tag herumzuhängen?

Viele Asylsuchende kommen aus Ländern, in denen schon lange kein Krieg mehr herrscht, zum Beispiel aus dem Kosovo. Da war etwa ein albanisches Paar, an sich nette Leute, die mir erzählten, sie seien in die Schweiz geflüchtet, weil sie in ihrer Heimat hochverschuldet seien und deshalb mit dem Tode bedroht würden. Das mag stimmen und ist fatal – aber ist das wirklich unser Problem? Müssen wir nun diese Familie ewig durchfüttern? Ein anderes Beispiel aus dem Bezirk Kulm. Es geht um eine albanische Familie, die 2008 einreiste. Ihr Asylantrag wurde abgewiesen, doch dann erlitt die Frau angeblich eine psychische Erkrankung und liess sich in der Klinik Königsfelden behandeln. Irgendein Psychiater erklärte sie darauf reisunfähig. Und das ist nur eine von vielen Möglichkeiten, um die Ausweisung zu verhindern.

Eine afrikanische Mutter etwa, die ausgeschafft werden sollte, versteckte am Tag vor der Ausreise einfach ihren kleinen Sohn bei Freunden. Natürlich hat man die Kongolesin ohne ihr Kind nicht ausgeschafft. Sie ist bis heute geblie-

ben. Andere tauchen einfach unter. Niemand weiss, wohin sie gehen, niemand kontrolliert es. In den Asylunterkünften kann jeder frei ein und aus gehen, eine gewisse Überwachung gibt es höchstens zu Bürozeiten. Bei der Asilmigration ist zwar viel von Menschenrechten und Rechtsstaat die Rede. Das gilt aber nur für die offizielle Schweiz. Auf der anderen Seite erlebte ich einen rechtsfreien Raum, wo Gesetze nur bedingt und von Fall zu Fall gelten.

Sozialstaat sorgt für alles

Wirklich erschütternd sind die fehlenden Perspektiven. Ich würde schätzen: 80 Prozent der Asylsuchenden, die ich in diesem halben Jahr kennenlernte, haben sich damit abgefunden, auf unabsehbare Zeit als Sozial-Junkies dahinzugevetieren. Tatsächlich sind ihre Perspektiven trübselig. Der Markt für schlechtqualifizierte und mangelhaft integrierte Arbeitskräfte ist übersättigt. Viele unternehmen allerdings auch kaum etwas, um ihre Chancen zu verbessern. Warum sollten sie auch – der Schweizer Sozialstaat sorgt für alles Lebensnotwendige. Bis zur totalen Verblödung.

So richtig sorglos glücklich scheint trotzdem niemand zu sein. Namentlich bei vielen Eritreern und Tamilen sind Alkoholexzesse ein echtes Problem. Die soziale Verwahrlosung

ist auch im Bereich der Hygiene spürbar. Keiner fühlt sich für das Putzen und Abwaschen zuständig, geschweige denn verantwortlich, in vielen Unterkünften herrscht ein erbärmlicher Gestank, der Verschleiss an Mobiliar und Küchengeräten ist beträchtlich. Es sind auch Ressentiments zu spüren. Und wenn sie ausziehen, ist es hie und da am einfachsten, die Zimmer vollständig neu einzurichten.

Und noch etwas ist mir von allem Anfang an aufgefallen: Viele Asylbewerber gehen sehr oft und für jedes Bobo, beim geringsten Schnupfen oder Kopfweh, zum Arzt oder, noch lieber, ins Spital. Das liegt sicher auch daran, dass der Service für sie gratis und mit keinerlei Selbst-behalten verbunden ist. Aber manchmal vermute ich, dass es schlicht die Langweile ist, die sie krank macht. Es ist wohl nicht das, was sie sich von der teuren und für viele gefährlichen Reise in den Norden versprochen haben. Doch das werden sie den Daheimgebliebenen, die nun auf Überweisungen aus dieser reichen Schweiz warten, schlecht erklären können.

Bei diesem Text handelt es sich um eine Zusammenfassung von mündlichen Schilderungen eines 22-jährigen Aargauers, der nach dem Ausscheiden aus der Rekrutenschule von August 2015 bis Februar 2016 seinen Zivildienst als «Asylbewerber-Betreuer» geleistet hat. Aus beruflichen Gründen möchte er anonym bleiben.

Herzlichkeit à discrétion

Olympiasieger, Multimillionär, Schauspieler, Selbstdarsteller, Mäzen: Hans «Hausi» Leutenegger ist auch im vierten Vierteljahrhundert seines Lebens ein helvetischer Sonderfall.

Von Thomas Renggli und Marco Aste (Bild)

Hier kommt Hausi: fröhlich, laut – ohne falsche Bescheidenheit. Bei der Verabredung für dieses Interview sagt der schwungvolle 76-Jährige: «Ich bin überall zu Hause. Ich habe Häuser gekauft wie andere Leute Schuhe.» Wir entscheiden uns für das sankt-gallische Wil und treffen uns im Restaurant «Schwanen».

«Hier habe ich meine Wurzeln, hier liegt mein Geld auf der Raiffeisenbank, hier wurde ich schon nach einem Jahr an der Fastnacht zum Hofnarr ernannt.» Das sei der höchste gesellschaftliche Stand, den man weit und breit erlangen könne. In seiner Heimatgemeinde Bichelsee-Balterswil ist Leutenegger Ehrenbürger.

Hofnarr. Als solcher wird Leutenegger in der breiten Öffentlichkeit gelegentlich wahrgenommen – als Galionsfigur der Cervelat-Prominenz, die keine Hundsverlochete auslöst und jede zweite Woche aus der *Glückspost* lächelt. Doch da schreitet Leutenegger ein erstes Mal lautstark ein: «Ich gehe seit zehn Jahren an keine Prominenten-Veranstaltungen mehr. Als alter Chlaus gehöre ich da nicht mehr hin.» Dann bestellt er bei der Serviertochter im «Schwanen» einen Gespritzten – «aber süss, bitte». Nach dem Aufstehen am Morgen trinke er immer einen Appenzeller Alpenbitter. «Das belebt die Geister», wie er glaubhaft versichert.

Der «alte Chlaus» ist noch mit viel Tempo unterwegs – nicht nur in seinem dunklen Mercedes, in dessen Kofferraum eine Kartonkiste mit den letzten Zeitungsartikeln über ihn steht – sozusagen das rollende Hausi-Archiv. Bei anderer Gelegenheit transportiert er auch schon mal einen Aktenkoffer mit Bargeld durch die Gegend: «Wie im James-Bond-Film.» Auch sonst schießt er scharf. Journalistenfragen beantwortet Leutenegger, bevor sie gestellt sind: «Mir ist es wurst, ob mich die Leute kennen oder nicht. Aber meine Bekanntheit hat mir im Geschäftsleben viel geholfen.»

Absage an die Klub-Metzgete

Im «Schwanen» kennen Hausi alle – zum Beispiel Erich Bissegger von der «Pianobar» in Frauenfeld: «Die beste Bar der Welt», wie Leutenegger sagt. Oder Werner Lichtensteiger, ein ehemaliger Verteidiger des FC Wil: «Ein ganz Grosser des Ostschweizer Fussballs.» Halbheiten kennt Leutenegger nicht. Der Superlativ ist sein ständiger Begleiter. Und auf

die Frage, weshalb die türkischen Investoren ausgerechnet den FC Wil als Plattform ihrer sportlichen Ambitionen auserkoren haben, muss Hausi nicht lange überlegen: «Das ist wegen mir.»

Nun rattert das Handy – ein vorsintflutliches Modell mit grossen Knöpfen: «Ich brauche keinen elektronischen Schnickschnack.» Leutenegger antwortet in einer Lautstärke, als müsse er die Distanz zum Gesprächspartner mit seinem reinen Stimmvolumen überbrücken: «Nein – das ist nichts mehr für mich. Und meine Frau kriegt Platzangst bei so vielen Leuten. Und sowieso: Wir verreisen nächsten Mittwoch auf die Seychellen.» Es war die Assistentin von FC-Sion-General Christian Constantin. Sie wollte Leutenegger zur jährlichen Klub-Metzgete einladen. «Ohne mich. Wenn dir am Abend 6000 Menschen auf die Schultern klopfen, kann das Schlüsselbein brechen.»

Schulterklopfer. Die scheinen omnipräsent, wenn Leutenegger seine Runden dreht. Der Mann legt nicht nur Wert auf seinen ewigen Status als Olympiasieger und Filmheld, er verblüfft auch durch seine entwaffnende Gross-

«Er soll es besser haben als sein Vater und nicht das ganze Leben lang chrampfen.»

zügigkeit: kein Bettler, der von Hausi nicht ein Nötli zugesteckt erhält, kein Kellner, der sich nicht über ein generöses Trinkgeld freuen darf. Auf die Seychellen lädt Hausi seinen Jugendfreund Paul Oehler ein. «Ohne Päuli gehe ich nie in die Ferien – er gehört einfach dazu.» Die beiden lernten sich vor einem halben Jahrhundert als Bauschlosser bei einem gemeinsamen Kollegen in Genf kennen. Dort nächtigte Leutenegger in einem Hinterzimmer auf einer Luftmatratze. Heute ist er auf Rosen gebettet: «Ich besitze Liegenschaften in zwölf Kantonen der Schweiz.» Wieder klingelt das Telefon. Diesmal ist Leutenegger kurz angebunden. «Es war der Papst – er wollte wissen, was er predigen muss.»

Geben ist seliger denn Nehmen. Dieses Prinzip scheint für Leutenegger über allem zu stehen: «Seit ich dreissig bin, habe ich mich nie mehr einladen lassen. Und ich habe auch nie einen Rappen von einer Bank aufgenommen. Ich zahle alles bar.» Die aktuellen Börsenkurse geben ihm recht.

Zu den Profiteuren seiner Spendierlaune zählt der Schweizer Sport. In fünfzig Jahren pumpte Leutenegger 22 Millionen Franken in Schweizer Vereine und Institutionen – etwa in die Fussballklubs Xamax, Chênois, Servette oder ins Genfer Eishockey. Er sponsert Bob- und Veloteams. Dreimal holte er die Tour de Suisse nach Genf. Er überwies dem gefallenen Thurgauer Profiboxer Stefan Angehrn 3000 Franken – «aus Mitleid». 1997 wurde er zum «Sportförderer des Jahres» ernannt. Hausis Freunde geniessen in seiner Villa auf Gran Canaria lebenslanges Gastrecht.

In den Niederlanden an Radiator gekettet

Beim Aufstieg zum Selfmade-Millionär nahm Leutenegger 1963 als einfacher Monteur den Umweg über die Niederlande: «Damals lebte ich ein richtiges Lumpen-Leben.» Was heissen will: Der braungebrannte Hans aus der Schweiz war bei den Niederländerinnen Hahn im Korb. Hans im Glück! Weil er sich damit aber die Eifersucht der Einheimischen (Männer) einhandelte, verbrachte er zwei Tage im Gefängnis. «Ich war wegen Raubmords angeklagt und wurde fünf Stunden auf dem Polizeiposten an den Radiator angekettet – eine billige Verschwörung.» Die niederländischen Polizisten entschuldigten sich später bei ihm.

Danach verschlug es ihn nach Jamaika, doch das Heimweh trieb ihn in die Schweiz zurück. In Zürich verkaufte er als Vertreter Teppichschaum und Bratpfannen: «An der Tür lernst du, wie du die Menschen von dir überzeugen musst.» Doch sein Schlüsselerlebnis war 1965 die Idee, sich als Handwerker selber zu vermieten. Zwar verstarb sein erster Geschäftspartner auf tragische Weise in einem versehentlich gestarteten Zementmischer, doch Hausis Businessplan war von grosser Langlebigkeit. Heute beschäftigt seine Firma 1200 Angestellte in zwölf Filialen, zwei davon in Deutschland. Mit einem Vermögen von 100 bis 200 Millionen Franken schafft er es locker in die *Bilanz* der reichsten Schweizer – «seit 20 Jahren», wie er festhält.

Aus dem operativen Geschäft hat sich der Patron mittlerweile zurückgezogen. An der Spitze des Generalunternehmens stehen CEO Urs Vögele und Verwaltungsrat Franco Bianchi. Leutenegger legt grossen Wert darauf, dass diese beiden Namen im Artikel erscheinen. Sein Sohn Jean-Claude fungiert als Verwaltungsratspräsident sozusagen in einer re-



«800 Heiratsanträge»: Unternehmer Leutenegger.



«Fünf Kilogramm abspecken»: Olympiagold im Viererbob (Leutenegger, 2.v.l.), 1972 in Sapporo.

präsentativen Funktion: «Er soll es besser haben als sein Vater und nicht das ganze Leben lang chrapfen.» Die beiden verbindet eine tiefe Beziehung: «eine echte Männerfreundschaft und Seelenverwandtschaft», sagt Hausi. Zusammen ins gleiche Flugzeug steigen Vater und Sohn nie: «Man darf das Schicksal nicht herausfordern.»

Hausi Leutenegger ist unersetzlich – auch für die Schweizer Medienwelt: «Ich war vier Mal auf dem Cover der *Schweizer Illustrierten*. Das hat sonst niemand geschafft», nennt er die statistischen Eckwerte seiner medialen Erfolgsgeschichte. Als er im vergangenen Herbst im Prominenten-Special von «1 gegen 100» auf die Quizbühne stieg, spielte er zugunsten der Schweizer Kinderkrebshilfe 14 750 Franken ein. «Dabei hatten alle damit gerechnet, dass ich nach drei Fragen ausscheide.»

«Das macht schlank»

Noch grösser war der Return on Investment, als er 2008 für die RTL-Doku-Soap «Das Leben der Superreichen» die Pforten seiner Villa öffnete: «800 Heiratsanträge habe ich danach erhalten.» Eine Journalistin erschien zum Interviewtermin gleich mit dem Rollkoffer: «Sie hat mir erklärt, sie übernachtete bei mir. Doch so geht das nicht.» Die Frau stellte sich als Stalkerin heraus – und bereitete Hausi ernsthafte Sorgen: «Schliesslich habe ich ihr mit der Mafia gedroht. Dann war Ruhe.»

Gelegentlich ärgert sich Leutenegger aber selbst über die ihm wohlgesinnten Medien. Dass er bei der Wahl des Schweizlers des Jahres 2015 vom Staatsfernsehen schnöde übergangen wurde, war ihm alles andere als wurst: «Die haben mich nur nicht auf die Liste ge-

nommen, weil sie wussten, dass ich gewonnen hätte.» Konsequenterweise nennt er die Verleihung des Swiss Award an Polo Hofer eine «Muppet Show».

Szenenwechsel. In seiner modernen Attikawohnung über den Dächern von Wil bereitet Leutenegger den Kaffee selber zu: «Ich kann auch kochen – bei «Glanz und Gloria» war ich besser als Bocuse.» Dann posiert er auf der Dachterrasse für ein Foto. «In Schwarz – das macht schlank», wie er grinsend erklärt. Im Hintergrund der Säntis – aber Hausi degradiert das mächtigste Felsmassiv der Ostschweiz zum Hügelchen.

Sein Orientierungspunkt ist ohnehin der Olymp. Den erstieg er im Februar 1972 in Sap-

«Ich habe viele Neider. Aber sie waren für mich immer Motivation, es noch besser zu machen.»

poro, als er im Viererbob von Jean Wicki zu olympischem Gold raste. Dass ihm unterstellt wird, er habe sich den Platz im Gold-Schlitten erkaufte, vermag ihn noch heute zu irritieren. Leutenegger schreitet zum Gegenbeweis, öffnet seine Biografie («Ein bisschen Glück war auch dabei») auf Seite 20 und liefert die Zahlen zu seinen athletischen Qualitäten: «Am Eidgenössischen Nationalturntag 1965 in Grenchen wurde ich Vierter – unter anderem hinter dem Glarner Riesen Peter Jutzeler und dem zweifachen Schwingerkönig Karl Meli. Und 1968 gewann ich vier Turnfeste. Jean Wicki brauchte mich, um zur Goldmedaille zu fahren.» Ausserdem verdiente er sich die Olympia-Qualifikation



«Der geborene Schauspieler»: Mit Klaus Kinski (l.)

durch sportliche Tatsachen: An der Schweizer Meisterschaft 1972 gewann er als Bremser im Zweierbob von Hans Kleinpeter die Bronzemedaille, im Meisterschaftsprolog fuhr er auf Platz zwei.

Voliere mit zwanzig Papageien

Trotzdem hätte seine Bobkarriere beinahe vorzeitig geendet: «Als ich 1968 in Cervinia zum ersten Mal in einen Bob sass, hatte ich richtig Schiss. Nach fünf Kurven wusste ich nicht mehr, wo ich war, und fiel aus dem Bob.» Und in Sapporo drohte der Rauswurf wegen des Gewichtslimits: «Ich musste fünf Kilogramm abspecken, damit wir fahren konnten.» Die Schockdiät (wohl in Verbindung mit den olympischen Feierlichkeiten) legte Leutenegger flach: doppelte Lungenentzündung und zwei Wochen Intensivtherapie in einem Spital in Tokio. Für Leutenegger noch heute ärgerlich: «Der Rest der Delegation wurde zu Badeferien in Thailand eingeladen, doch ich hatte Glück, dass ich mit dem Leben davonkam.»

Dafür sorgte Leutenegger später als Schauspieler für Furore. 35-mal war er im Kino oder Fernsehen in verschiedenen Rollen zu sehen. Neben Klaus Kinski schaffte er es in Produktionen wie «Kommando Leopard» oder «Der Commander» zwar nicht zu Oscar-Weißen, selber ordnet er seine künstlerische Leistung aber hoch ein: «Ich bin der geborene Schauspieler. Was Schwarzenegger oder Stallone können, hätte ich auch gekonnt.» Trotzdem musste er in seinen Filmen jeweils vorzeitig abtreten: einmal von Gewehrkugeln durchsiebt, einmal von einer Schlange in die ewigen Jagdgründe befördert.



in «Kommando Leopard», 1985.

Nun greift Leutenegger in die Schublade seines Schreibtisches. Er holt einen Brief von Sepp Blatter hervor – es sind persönliche Glückwünsche auf Fifa-Papier zum 75. Geburtstag: «Mitleid kriegt man geschenkt, Neid muss man sich erarbeiten», steht darauf geschrieben. Leutenegger steigert die Lautstärke in seiner Stimme: «Sepp ist mein Freund. Es ist eine Frechheit, was mit ihm passiert. Die Menschen wissen gar nicht, was der Mann alles geleistet hat.» Leutenegger spricht aus eigener Erfahrung: «Ich habe viele Neider. Aber sie waren für mich immer Motivation, es noch besser zu machen.» Und wenn sich in wirtschaftlich schwierigen Zeiten Journalisten nach seinem Wohlergehen erkundigten, erhielten sie eine klare Antwort: «Ich habe

so viel Geld, dass ich es nicht mehr zählen kann. Ich muss es wägen.» Wir verzichten aus Zeitgründen auf eine Bilanzkontrolle und überqueren die Strasse. Zum Mittagessen im Restaurant «Neu Toggenburg» bestellt Hausi das Menü eins: eine kleine Gemüsesuppe sowie Gulasch und Kartoffelstock.

«Ich bin ein Naturmensch», sagt er nach der Vorspeise und erzählt, dass er auf seinem Grundstück in Maspalomas eine Voliere mit zwanzig Papageien eingerichtet habe. «Das sind wunderbare Tiere», sagt er. Und weil sie in der Gruppe gehalten werden, beginnen sie auch nicht zu sprechen. Hausi behält das letzte Wort und begrüsst die Kellnerin («Gabi-Schätzli»), als sässe er im eigenen

Wohnzimmer. Fast unvermittelt schlägt er einen nachdenklicheren Ton an. «Was ich bedauere? Dass ich nie ganz treu gewesen bin. Und was ich mir wünsche? Dass mich mein Sohn zum Grossvater macht.» Leutenegger gibt zu, dass er in seinem Leben auch abseits vom Filmset oft eine Rolle gespielt habe: «Die Menschen wollen, dass ich eine Show abziehe. Wie es in mir drin aussieht, wissen sie nicht.»

Pralinen «für deine Mutter»

Und wie sieht es in ihm aus? «Das Einzige, was man nicht kaufen kann, ist die Jugend. Ich bin ein sehr feinfühliges Mensch – und es macht mir zu schaffen, dass die Leute um mich herum alle so früh sterben: mein Freund Werner Camichel mit 60, meine erste Ehefrau Elfriede mit 62, mein Bruder Hugo mit 73. Von meinen ursprünglich sieben Geschwistern leben nur noch drei. Ich bin jetzt 76 – und ich habe noch einiges vor. Ich habe noch keine Lust abzutreten», sagt Leutenegger, überreicht dem Chronisten seine handsignierte Biografie und schenkt ihm gleich noch den goldenen Cartier-Kugelschreiber («damit du etwas Anständiges zum Schreiben hast») sowie eine Schachtel Pralinen aus der Confiserie Hirschy («für deine Mutter»).

Lieber Hausi, wir nehmen dich beim Wort, dein Lebensfilm soll noch lange weiterlaufen – nicht wegen des Kugelschreibers oder der Pralinen, sondern wegen deiner Einmaligkeit. Ein Mensch, der mit so viel Getöse, Leidenschaft und Unbescheidenheit durchs Leben rast, der seinen Reichtum so unverfroren zur Schau stellt, der bei allem Narzissmus aber auch Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit à discrétion verströmt, tut nicht nur der *Glückspost* gut. Durchschnitt und Mittelmass gibt's in der Schweiz an jeder Ecke schon genug. ○

GENEVA
INTERNATIONAL
MOTOR
SHOW

86.
Internationaler
Auto-Salon
und Zubehör
3.-13. März 2016
Genf

www.auto-salon.ch

CO₂ TIEFER LEGEN

SBB CFF FFS
Bequem mit dem Kombibilletts Bahn + Eintritt.

palexpo

OICA

Der Tausend-Fragen-Mann

Obwohl sich das vermeintliche Korruptions-Netzwerk bei der Zürcher Sittenpolizei in Luft aufgelöst hat, ermittelt Staatsanwalt Manfred Hausherr verbissen weiter. Ein Gutachten des Strafrechtlers Daniel Jositsch bringt nun eine neue Wende in diesem Fall. *Von Alex Baur*

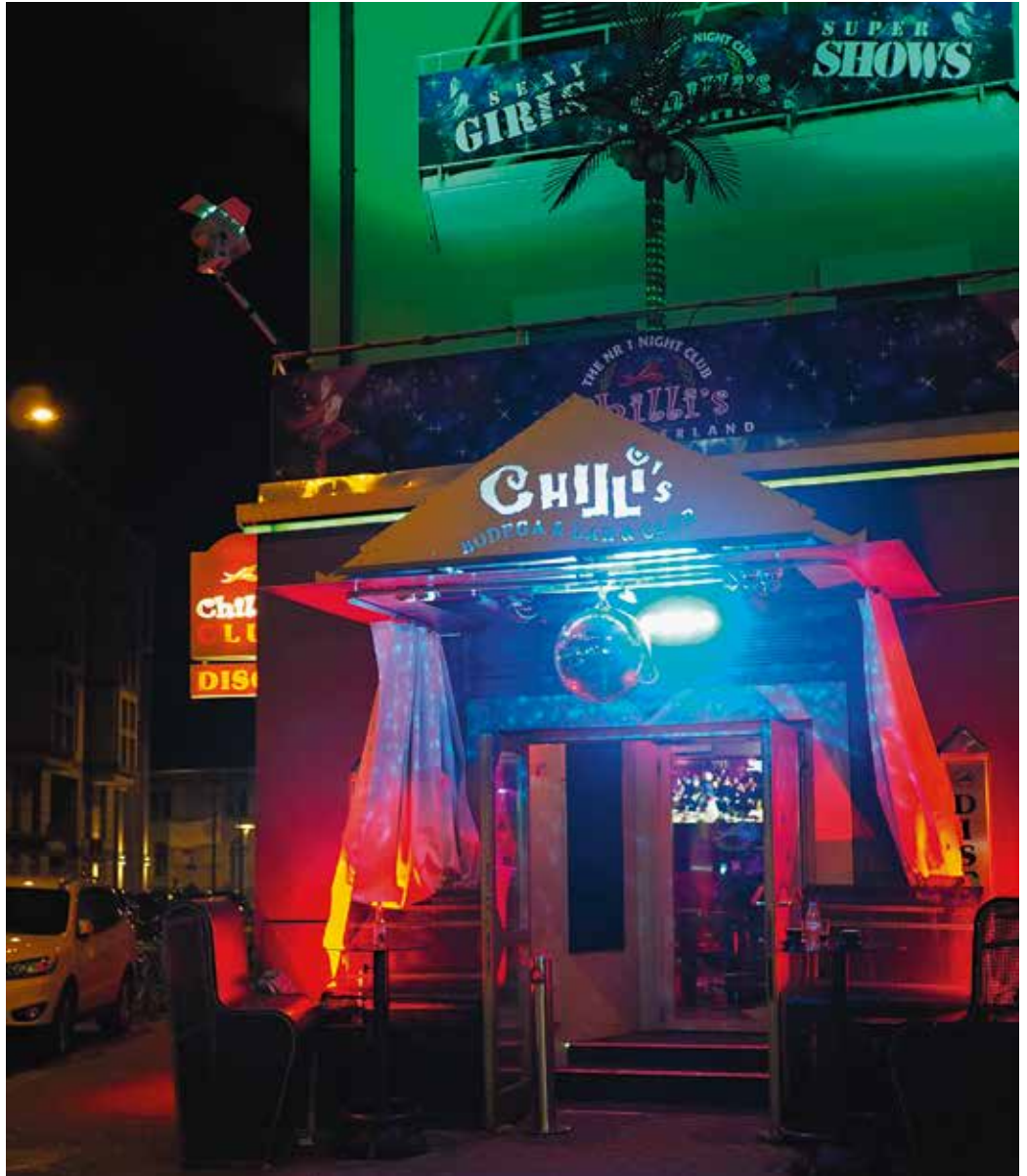
Als Staatsbürger und Lokalpolitiker müsste Manfred Hausherr (CVP) eigentlich zufrieden sein: Die Zürcher Stadtpolizei ist nicht korrupt. Obwohl die Sonderermittler keinen Aufwand gescheut, monatelang Kollegen observiert, zahllose Telefonate abgehört, heimlich Kameras und Wanzen installiert, Tausende von Anruf- und Computerprotokollen, SMS, Chats und E-Mails ausgewertet hatten – sie konnten bei der Zürcher Sittenpolizei keinen Beweis für ein vermutetes Netzwerk der Korruption finden. Die zivilen Beamten der «Sitte» (Fachgruppe Milieu- und Sexualdelikte) leisteten vielmehr einen guten Job. Die nach einem Zürcher Sexlokal benannte «Chilli's»-Affäre entpuppte sich als schlechte Posse.

Die Sonderermittler waren einer Prostituierten aus dem «Chilli's» auf den Leim gekrochen. Mit den perfid gestreuten Verdächtigungen wollte die Frau von ihren eigenen Verbrechen ablenken. Die «Lesben-Paula», so ihr Milieu-Name, wurde im letzten September wegen mehrfachen Raubes, Betrugs, Erpressung und Betäubungsmitteldelikten zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Fahndungschef Peter Rüegger, der den gigantischen Flop losgetreten hatte, musste bereits zuvor seinen Sessel räumen, seine ausser Rand und Band geratene Sondereinheit VBV wurde aufgelöst.

Im Bagatellbereich

Als Staatsanwalt, der er auch ist, kann Manfred Hausherr mit diesem Resultat natürlich nicht zufrieden sein. Schliesslich trägt er eine Mitverantwortung für den teuren Flop. Sieben von elf Verfahren gegen Polizisten hat er ganz einstellen müssen. In einem Fall kam es zu einem Strafbefehl, der aber nichts mit dem Anfangsverdacht zu tun und für den betroffenen Beamten keine Konsequenzen hatte. Das Ganze stinkt förmlich nach einem faulen Deal. In zwei Fällen versuchte der Staatsanwalt, sein Gesicht zu wahren, indem er das Verfahren zwar einstellte, den Polizisten aber die Untersuchungskosten aufhalsen wollte. Das Obergericht piff Hausherr zurück; die zu Unrecht verdächtigten Polizisten müssen nun aus der Staatskasse entschädigt werden.

Zweieinhalb Jahre nach seiner medienwirksam inszenierten Verhaftungsaktion bei der Sitte zappeln noch drei Verdächtige in Hausherr's Netz. Der Staatsanwalt unternimmt alles, um diese Beute nicht auch noch zu verlieren. Doch auch diese Fälle bewegen sich gemäss Recherchen der *Weltwoche* im Bagatellbereich. Es geht um Zufallsfunde. Bei der



«Chilli's»-Bar in Zürich.



«Noch etwas länger»: Staatsanwalt Hausherr.



Entlastend: Strafrechtler Jositsch.

Auswertung von SMS, E-Mails und Chats, die bis auf das Jahr 2004 zurückgehen, fanden die Sonderermittler Hinweise darauf, dass zivile Fahnder der Sitte vereinzelt Informationen an Dritte herausgegeben haben könnten, die sie womöglich nicht hätten herausgeben dürfen.

Zumeist sind es verworrene Geschichten aus einem Graubereich, mit denen zivile Ermittler täglich konfrontiert sind. Es geht um Anfragen von Informanten oder Bekannten über Adressen, Ausschreibungen oder Ermittlungen. Da und dort lässt sich zwar nachweisen, dass ein angefragter Polizist in der Folge im Computer auf die erbetenen Daten zugriff. Ob er diese dann effektiv weitergegeben oder bloss zur Lagebeurteilung oder gar für eigene Ermittlungen genutzt hat, ist eine andere Frage.

Weder Amtsdelikt noch Bestechung

Ein Fahnder, der nie eine Gefälligkeit gewährt, darf auch keine erwarten. Gut möglich, dass da oder dort das Amtsgeheimnis geritzt wurde oder dass ein Beamter mal ein Auge zudrückte. Sofern sie es taten, hüteten sich die erfahrenen Polizisten aber davor, die Informationen schriftlich herauszugeben. Ob mündlich etwas rausging, lässt sich nach all den Jahren kaum mehr rekonstruieren. Allerdings ist nirgends ersichtlich, dass durch eine Indiskretion jemand konkret zu Schaden gekommen oder eine Ermittlung hintertrieben worden wäre.

Hausherrns Verdächtigungen werden von den drei Polizisten bestritten. Mit einer Ausnahme: Einer der Sittenpolizisten, Reto G., hatte eine spanische Prostituierte vor einer Busse bewahrt; später holte er die Frau aus dem Milieu heraus, sie ist heute seine Lebenspartnerin. Doch seinetwegen hätte man die Monsteruntersuchung nicht veranstalten müssen. Reto G. war auf Anhieb geständig, er wurde darauf aus dem Dienst entlassen. Doch je mehr das Verfahren unter Hausherrns Fingern zerbröselte, desto verbissener klammerte sich der Staatsanwalt an seine Zufallsfunde.

Dies lässt sich am Fall des stellvertretenden Abteilungschefs Bruno O. illustrieren. Im April 2015 schloss Hausherr das Verfahren gegen ihn mit einer Einstellung im Hauptpunkt sowie einem Strafbefehl bezüglich Zufallsfunden ab (*Weltwoche* Nr. 21/2015: «Irreführung der Öffentlichkeit»). Im Wesentlichen wird Bruno O. vorgeworfen, eine brasilianische Bardame darüber informiert zu haben, dass gegen ihren Ex-Partner bei der Polizei nichts vorliege; sie soll ihn dafür mit Sex entlohnt haben.

Was die Oberstaatsanwaltschaft in ihrem irreführenden Communiqué zum Fall verschwieg: Erstens ist die Bardame weder eine Prostituierte, noch hat sie mit dem Milieu zu tun; zweitens hatte sie schon vor dem inkriminierten Vorfall und auch danach ein Verhältnis mit Bruno O. – und drittens hatte der Polizist seiner Bekannten eine falsche Auskunft erteilt (in Wahrheit hatte ihr Ex-Partner sehr wohl

einen Eintrag in der Polizeidatenbank). Bruno O. reichte Einsprache gegen den Strafbefehl ein. Doch statt das Gericht entscheiden zu lassen, nahm Staatsanwalt Hausherr nun seine Ermittlungen wieder auf und liess Tausende von zum Teil gelöschten SMS neu analysieren. Wie Hausherr auf Anfrage betonte, räume die Strafprozessordnung diese Möglichkeit ein. Er habe die Untersuchung nicht etwa ausgeweitet, sondern lediglich einen technischen Fortschritt genutzt, der es erlaube, gelöschte Daten besser zu rekonstruieren. Das dauere halt seine Zeit, von einer Retorsionsmassnahme könne keine Rede sein.

Sieben Mal liess er Bruno O. seither zu mehrstündigen Einvernahmen anraben. Hausherrns Fragen – mittlerweile sind es über 3000 – drehen sich immer um dieselben Geschichten. Auch die Antwort ist fast immer dieselbe: Nach all den Jahren kann sich Bruno O. beim besten Willen nicht mehr erinnern. Die letzte Einvernahme fand im vergangenen September statt. Die Bardame, die Bruno O. angeblich bestochen haben soll, wurde bis heute nie befragt.

Im letzten Dezember reichte Verteidiger Valentin Landmann bei der Staatsanwaltschaft ein Rechtsgutachten zum Fall ein, das er beim renommierten Zürcher Strafrechtsprofessor und Ständerat (SP) Daniel Jositsch in Auftrag gegeben hatte. Jositsch kommt aufgrund der umfangreichen Akten zum Schluss, dass im Fall von Bruno O. und der Bardame weder ein Amtsdelikt noch eine Bestechung vorliege.

Ende Januar 2016 verlangt Landmann schriftlich, dass das Verfahren entweder eingestellt oder endlich vor Gericht gebracht werden solle. Hausherr wimmelt ihn ab: Leider müssten noch weitere Daten ausgewertet werden, das Gutachten Jositsch sei für ihn unerheblich.

Mit Schreiben vom 4. Februar 2016 verlangt Landmann erneut den Abbruch von Hausherrns «fishing expedition» (gemeint ist damit das ziellose und verpönte «Fischen» nach Zufallsfunden). Nun wird Hausherr deutlicher. Wenn Bruno O. ein Geständnis ablege oder die Einsprache gegen den Strafbefehl zurückziehe, schreibt er in seiner Antwort, «stehe ich zur Verfügung». Und weiter: «Ansonsten werde ich zu gegebener Zeit die nächsten Untersuchungsschritte terminieren.»

Mit derselben Masche versucht Hausherr auch Reto G. und Christian J. weichzukochen, die zwei anderen noch verbliebenen Angeeschuldigten. Beide waren langjährige und unbescholtene Polizisten, bis sie wie Schwerverbrecher im Morgengrauen verhaftet wurden und über Nacht ihren Job verloren. Beide kämpfen um ihre Existenz, mit der Dauer des Verfahrens verschlechtern sich die Zukunftsperspektiven. In beiden Fällen hofft Hausherr auf den grossen Zufallsfund, der das Verfahren im Nachhinein rechtfertigen könnte. Während 16 Monaten hatte Reto G. nichts mehr von Staatsanwalt Hausherr gehört, als er im letzten Dezember endlich vorgeladen wurde. Er hoffte

auf einen Abschluss des Albtraums, doch weit gefehlt. Hausherr kramte die ominöse Oktoberfest-Affäre hervor, die Reto G. längst abgehakt glaubte (es geht um ein Mass Bier und ein halbes Brathähnchen, das eine Delegation der Sitte von der Firma Feldschlösschen spendiert bekommen hatte). Seither herrscht wieder Funkstille. Über 1600 Fragen hat ihm Hausherr schon gestellt. Es ging immer wieder und wieder um dieselben alten Geschichten, an die sich Reto G. kaum noch erinnern konnte. Hausherr spekuliert offenbar darauf, dass er sich irgendwann mal in Widersprüche verstricken würde.

Sechzehn Bundesordner

Wie Hausherr auf Anfrage versicherte, soll die Untersuchung gegen Reto G. nun «innert weniger Monate» abgeschlossen werden. Im dritten Fall, der den ebenfalls entlassenen Christian J. betrifft, könne es allerdings «noch etwas länger gehen». Noch lägen nicht alle polizeilichen Auswertungen vor.

Exakt 2827 Hausherr-Fragen hat Christian J. in vierzehn Einvernahmen bislang über sich ergehen lassen müssen. Auch er war im letzten November nach eineinhalb Jahren Funkstille wieder vorgeladen worden. Und dabei musste er feststellen: Dieselben «Kollegen», die das Monsterverfahren vor drei Jahren losgetreten hatten und mit denen Christian J. zum Teil schon vorher spinnefeind gewesen war, ermittelten munter weiter gegen ihn – obwohl ihre Sondereinheit längst aufgelöst ist und sie theoretisch dem Drogenbereich zugeteilt wurden. Der Aktenberg, den sie laufend mit neuen Berichten und Analysen ergänzen, füllt schon sechzehn Bundesordner. Und keiner stoppt den Irrlauf. Eine Beschwerde von Christian J. wegen Befangenheit der Ermittler hat die Oberstaatsanwaltschaft kürzlich abgewiesen. ○

GRANDS VINS
GRANDS VINSDE BOURGOGNE
DE CHAMPAGNE

Vins Précieux

Vive la Bourgogne!

Chablis, Meursault, Puligny-Montrachet, Chassagne-Montrachet, Volnay, Pommard, Aloxe-Corton, Nuits-St. Georges, Vosne-Romanée, Chambolle-Musigny, Morey-St. Denis, Gevrey-Chambertin, etc.

*Ausschliesslich **Grand Cru** Champagner*

Champagne Patrick Soutiran blanc de noirs	Fr. 34.–
Champagne Patrick Soutiran blanc de blancs	Fr. 35.–
Champagne Patrick Soutiran rosé	Fr. 37.–
Champagne Patrick Soutiran Précieuse d'Argent	Fr. 52.–

Das Bessere echt günstig

Vins Précieux H.J. Senn SA, 8703 Erlenbach
Tel. 044 910 41 61, Fax 044 910 75 21
www.vinsprecieux.ch

Banken unter staatlicher Haube

Politik und Verwaltung wollen mit neuen Regelungen Banken vor künftigen Krisen schützen. Damit drängen sie kleinere Banken aus dem Markt, und die grossen Unternehmen geraten immer mehr unter lähmenden Staatseinfluss. *Von Beat Gygi*

«Eine Bank ist dann *too big to fail*, wenn sie unverzichtbare Leistungen für das reibungslose Funktionieren einer Volkswirtschaft erbringt. Eine solche Bank wird auch als systemrelevant bezeichnet.» Diese zwei Sätzen wirken auf den ersten Blick harmlos und unspektakulär. Sie sind am Anfang eines kurzen Videos zu hören, in dem das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) dem breiten Publikum zu erklären versucht, worum es beim Thema *too big to fail* geht. In einem Kurzvideo kann man nicht sehr viel sagen, aber die Botschaft zu Beginn des Videos wirkt fast schockierend, wenn man die Worte gründlich bedenkt – denn im Grunde besagt sie: Sobald eine Bank für die Volkswirtschaft unverzichtbar ist, ist ein Problem damit verbunden, dann gehört sie unter besondere staatliche Aufsicht und Regelung. Der Umgang mit solchen Risiken darf nicht einfach den Banken und ihren Kunden überlassen werden. Kurz: Märkte schaffen das nicht, dafür braucht es die Politik.

Regulierungshektik

Bezieht sich dieser Anspruch der Bundesverwaltung nur auf Banken oder allgemein auf Unternehmen, die «unverzichtbare Leistungen» anbieten? Oder gilt er sogar für alles, was in der Wirtschaft besonders wichtig ist? Wie ist es bei der Nahrungsmittelversorgung oder dem Bereitstellen von Wohnraum? Essen und ein Dach über dem Kopf sind für die Menschen ebenfalls unverzichtbar, ja da geht es sogar unmittelbar ums Überleben, diese Leistungen sind also erst recht unentbehrlich. Auf diesen Gebieten vertraut man den Märkten. Da überlässt man es Produzenten und Konsumenten, den Landwirten, Bäckern, Händlern und Immobilienfirmen, für ein «richtiges» Angebot zu sorgen. Natürlich gibt es Lebensmittelgesetze, Wettbewerbsregeln, Bauvorschriften und Raumplanung.

Aber all das kommt nicht an die Regulierungshektik heran, die im Finanzsektor seit einigen Jahren beobachtbar ist. Vor allem in der Politik ist es zu einer Art Umkehr der Perspektiven gekommen, nach dem Motto: Märkte dienen eigentlich nicht wirklich zum Lösen von Problemen, sondern sie bereiten vor allem Probleme, weil es zu Marktversagen kommt. Und Marktversagen muss man politisch unter Kontrolle bringen. Vielleicht sind die Einleitungssätze des SIF-Videos nicht so radikal gemeint, aber sie bringen einprägsam zum Ausdruck, mit welcher Selbstverständlichkeit Politik

und Verwaltung den Finanzsektor als ihr Terrain ansehen. Das gilt nicht nur für Banken, bei denen die Befürchtung besteht, sie seien zu gross, um im Notfall untergehen zu können. Alle Banken, von klein bis gross, sind nah beim Staat. Wenn man den Bankensektor als Cremeschnitte betrachtet, so wirkte bisher vor allem die mittlere der drei Schichten ein wenig üppiger und süsser als die Schichten darüber und darunter. Dies ist die Schicht der Kantonalbanken. Die 24 kantonalen Institute machen etwa 30 Prozent des Bankengeschäfts in der Schweiz aus und operieren im Prinzip als eigenständige, gewinnorientierte Unternehmen, etliche

als Aktiengesellschaften, die andern als öffentlich-rechtliche Körperschaften. Sie beschränken ihre Geschäftstätigkeit meist auf das Gebiet ihres Kantons und sind da oft Marktführer. Die Kantonalbanken kommen zusammen, wie die erste Grafik zeigt, im Inland auf eine Bilanzsumme von gegen 600 Milliarden Franken.

Der Staatseinfluss ist vor allem auch daran zu spüren, dass die Kantone vollständig oder teilweise Eigentümer sind. Hinzu kommt, dass 21 dieser Banken über eine Staatsgarantie ihres Kantons verfügen, zwei haben keine (diejenigen von Bern und Waadt), und eine (jene von



Fürsorglich erstickt.

Genf) hat eine eingeschränkte Staatsgarantie. Die Kantonalbanken sind eigentlich im kleinen Rahmen *too big to fail*, denn im Fall des Scheiterns wären die Kantone als Auffangorganisation zur Stelle. Aus ihrer Tradition heraus sollen Kantonalbanken zinsgünstige Darlehen gewähren und beim Anlegen der Mittel sichere Varianten wählen. Auch eine spezielle soziale und volkswirtschaftliche Verantwortung gegenüber Kunden, Mitarbeitern und den Trägerkantonen wird als Entschuldigung ins Feld geführt, etwa wenn die Eigenkapitalrendite die Kapitalkosten nicht deckt.

Kosten der Dokumentationspflicht

Die untere Schicht der Cremeschnitte bilden die Privatbanken. In den letzten Jahren ist diese Schicht brüchig geworden; diese Institute sind in deutlich härtere Marktverhältnisse geraten, da die vom Bundesrat eilfertig vorangetriebene Preisgabe des Bankkundengeheimnisses für Ausländer einen Teil der Geschäftsgrundlage zerstört hat. Das grenzüberschreitende Ver-

mögensverwaltungsgeschäft wurde je nach Zielland stark reduziert, kleinere Banken neigen dazu, sich an grössere anzulehnen, sind dabei aber nicht alle willkommen. Zudem hat die Geldpolitik mit Null- und Niedrigstzinsen das Anlegen schwieriger gemacht. Bei mageren Vermögenszuwächsen ist es härter geworden, Gebühren zu verdienen, und zugleich haben die Kosten zugenommen. Vor allem Manager kleinerer Banken klagen über enorme Dokumentations- und Kontrollpflichten und damit verbundene Kosten in der Informatik.

Wenn Kaderleute in kleineren Privatbanken mehr als die Hälfte ihrer Arbeitszeit für das Ausfüllen von Formularen, Durchgehen von Checklisten und Erstellen von Berichten zuhanden von Revision und Finanzmarktaufsicht (Finma) einsetzen müssen, empfinden sie den Begriff «privat» für ihr Institut schon fast als bösartigen Humor. Dieser staatlich angeordnete Zeiteinsatz geschieht auf Kosten des Hauptberufs, der Suche nach Anlagemöglichkeiten für Kunden und Beratung. Die Proto-

kollerungspflichten für Fonds gemäss Kollektivanlagegesetz gehen nach neuester Lesart so weit, dass ihre Berater bei der Anlageberatung auch jene Investitionsvorschläge für die Finanzaufsichtsbehörde exakt protokollieren müssen, die sie dem Kunden zwar unterbreitet haben, die aber nicht gewählt wurden. Es müssen also vier Anlagevorschläge beschrieben werden, wenn einer gewählt und drei verworfen werden. Zu den Skurrilitäten zählt auch, dass beim Kauf von Fonds vom Kunden ein aufwendigeres Zustimmungsprozedere verlangt wird als bei Aktien, obwohl die Risiken von Fonds breiter gestreut sind als die von einzelnen Aktien. Und Banken müssen das Kollektivanlagegesetz auch auf grössere Anlagekunden anwenden, obwohl die Vorschriften von ausländischen Texten abgeschrieben wurden, die auf Kleinanleger ausgerichtet sind.

Die oberste Schicht der Cremeschnitte mit den Grossbanken ist noch voll in Bearbeitung, Verwaltung und Parlament haben mit ihren Spachteln und Messern noch vieles vor. Die Gesetzgebung zum Problem *too big to fail* bezieht sich auf systemrelevante Banken, zurzeit also Credit Suisse (CS), UBS, Zürcher Kantonalbank, Raiffeisen und Postfinance. Die meisten seit 2012 erlassenen und neu geplanten Vorschriften sind darauf ausgerichtet, die Grösse einer Bank zu beschränken, die Art der Geschäfte einzuschränken und die Entwicklung der Banken in eine bestimmte Richtung zu diktieren. Die neuentworfenen Gesetze und Verordnungsbestimmungen zum *too big to fail* (TBTF) verlangen von den international tätigen Grossbanken in mehrfacher Hinsicht mehr Eigenkapital sowie eine Gliederung des Konzerns in der Art, dass das Scheitern eines Teils nicht die für die Schweizer Volkswirtschaft unverzichtbaren Einheiten mitreisst.

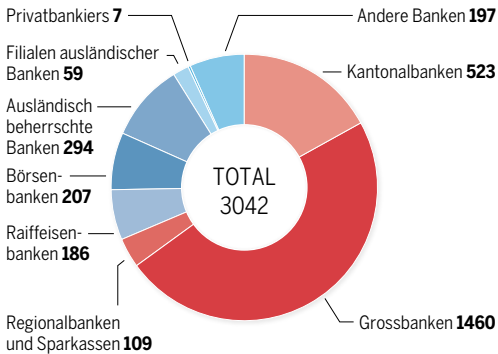
Widersprüche und Gefahren

Die im Vorschlag zu einer neuen Verordnung vorgesehenen TBTF-Vorgaben sind strenger als die bisherigen und verlangen von den beiden Grossbanken Credit Suisse und UBS 5 Prozent Eigenkapital, bezogen auf alle Bilanz- und Ausserbilanzposten, diese ungewichtete, also ganz banale Eigenkapitalquote läuft unter dem Namen *Leverage-Ratio*. Berücksichtigt man, dass nicht alle Vermögensteile in der Bilanz gleich risikoreich sind, und gewichtet man jeden einzelnen Posten mit den zugehörigen Risiken, kommt man auf eine kleinere Berechnungsbasis; bezogen auf diese Summe müssen die Eigenmittel 14,3 Prozent betragen. Die bisherigen Anforderungen lagen bei 3,1 und 13 Prozent. Zusätzlich müssen die Banken im Fall eines Untergangs finanzielle Mittel mobilisieren können, die ungewichtet nochmals 5 Prozent und risikogewichtet 14,3 Prozent der Bilanzsumme ausmachen. Dies soll eine geordnete Abwicklung ermöglichen. >>>



Banken in der Schweiz

Addierte Bilanzsumme der einzelnen Gruppen, in Milliarden Franken, 2014



QUELLE: SNB

Grossbanken bleiben Hauptthema für Regulierer.

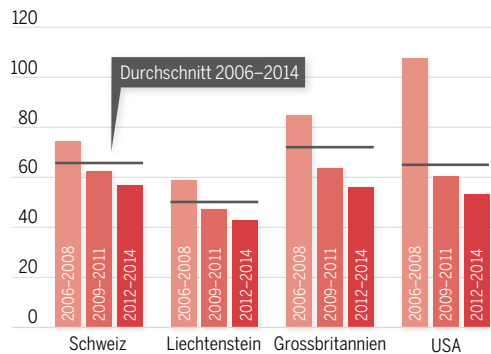
Hinzu kommen früher erlassene Vorschriften zur Struktur international tätiger Banken; diese sollen einen Notfallplan vorsehen, der aufzeigt, dass sie gegebenenfalls die wichtigen Funktionen für die Volkswirtschaft weiterführen und bedrohte Teile abspalten oder abwickeln können. Credit Suisse wie UBS haben deshalb einen Umbau ihrer Konzerne in diese Richtung eingeleitet, wobei die UBS weiter vorgekommen ist. Das mutet, aus Distanz betrachtet, zunächst vernünftig an: Die Politik verlangt gewisse Sicherungen, die künftige Banken Krisen verhindern sollen. Schaut man die Vorgaben aus der Nähe an, zeigt sich, dass die öffentliche Verwaltung an derart vielen Stellen eingreift, dass sich Widersprüche und Gefahren ergeben. Grob gesagt, setzen Politik und Verwaltung heute drei Instrumente ein, um die beiden international tätigen systemrelevanten Banken Credit Suisse und UBS sozusagen auf dem rechten Weg zu halten.

a. Intelligente Steuerungsinstrumente. Wer ein Auto mit starkem Motor, guten Bremsen, griffigen Pneus, erstklassigem Fahrwerk, Antischleuderkontrolle und Radar hat, darf schneller fahren als jemand mit einem schwachen und schlecht ausgerüsteten Wagen. Das ist ungefähr das Prinzip, nach dem die ausgeklügelten Risiko-Klassifizierungen von Bilanzpositionen gemäss den Basel-II- und Basel-III-Regeln erfolgen. Ein Hypothekarkredit für ein Haus in Zürich gilt als weniger riskant als ein Kredit an eine Biotech-Firma. Wenn man bei jedem Vermögensteil in der Bilanz genau jenes Risiko einsetzt, mit dem ein Wertverlust eintreten dürfte, kommt man zu einer «intelligent» errechneten, risikogewichteten Bilanzsumme. Für diese wird zurzeit eine Eigenmittelquote von 14,3 Prozent verlangt und nochmals so viel mobilisierbare Mittel für den Fall, dass die Bank zusammenbricht.

b. Pauschalvorschriften. Weil die Bemessung der Risikogewichte oft schwierig ist und zum Teil den Banken selber überlassen wird, traut

Härtere Märkte

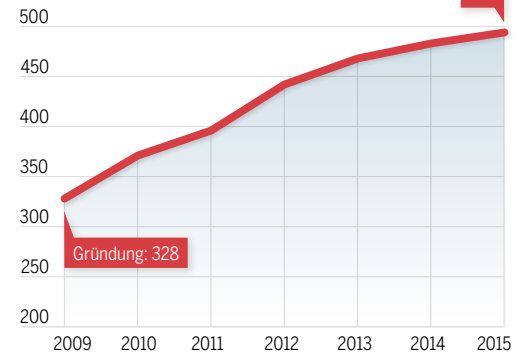
Bruttomargen in der Vermögensverwaltung, Basispunkte der assets under management



QUELLE: BIRCHLER, BÜHRER, HEGGLIN, REICHENECKER (UNI ZÜRICH)

Ausbau der Aufsichtsbehörde

Vollzeitstellen bei der eidgenössischen Finanzmarktaufsicht Finma (Jahresdurchschnitt)



QUELLE: FINMA

man ihnen nicht ganz. Deshalb hat sich die Politik vor Jahren eine zweite Sicherung ausgedacht, die nicht manipulierbar ist: die Leverage-Ratio, also die ganz einfache Eigenkapitalquote. Das heisst übertragen: Für alle Autofahrer, egal in welchem Fahrzeug, gilt die Höchstgeschwindigkeit von 100 Kilometern pro Stunde. Die Bilanzsumme wird nicht nach Risiken gewichtet, sondern Franken für Franken zusammengezählt, und diese Summe wollen die Regulatoren mit 5 Prozent Eigenmitteln unterlegt sehen. Auch hier könnte im Konkursfall nochmals gleich viel mobilisiert werden.

c. Bauvorschriften für grosse Banken. Wenn ein Zusammenbruch droht, sollte der Schweizer Teil einer systemrelevanten international tätigen Bank, der volkswirtschaftlich unverzichtbare Leistungen erbringt, quasi abgekoppelt und bewahrt werden können, andere Teile des Konzerns würden geopfert.

Was machen die Schweizer Politiker und die Verwaltung mit diesen Instrumenten? Sie mischen alles zusammen, produzieren daraus Gesetze, Verordnungen und Anleitungen, die den unternehmerischen Spielraum viel mehr einschränken, als es zur Stabilisierung des Finanzsektors nötig wäre. Bei den Instrumenten a) und b) nimmt die Verwaltung die Eigenmittelvorgaben, die sich als internationale Standards durchzusetzen beginnen, als Ausgangspunkte und schraubt sie für die Schweizer Grossbanken im Sinne eines «Swiss Finish» nach oben. Es wird argumentiert, dass eine bessere Eigenmittelausstattung am Markt höhere Reputation bedeute und honoriert werde – warum überlässt man diese Abwägung nicht den Unternehmen, die auf dem Markt operieren?

Ein Franken Eigenkapital kostet unter Berücksichtigung der Risikoprämie für Grossbanken rund 10 Rappen. Wenn der Staat mehr Eigenmittel befiehlt, erhöht er also die Kapitalkosten, die letztlich von Kunden, Kreditnehmern, Steuerzahlern und Angestellten zu tragen sind. Mit wachsender Bilanz werden heute

sogar progressiv steigende Eigenmittelanforderungen vorgeschlagen, das wäre eine Art Wachstumsgrenze für Schweizer Banken. Das Staatssekretariat für internationale Finanzfragen, die Aufsichtsbehörde Finma, andere Teile der Bundesverwaltung und die National- und Ständeräte bürden der Schweiz also jährlich Kosten in Milliardenhöhe und Entwicklungshemmnisse auf und gehen aufgrund ziemlich grober Anhaltspunkte davon aus, die damit gewonnene Sicherheit sei das auf jeden Fall wert.

Das Argument verliert erst recht an Kraft, wenn man bedenkt, dass die Grossbanken die Kammerung ihrer Konzerne eingeleitet haben. Wenn der für die Schweizer Volkswirtschaft wichtige inländische Teil davor geschützt ist, bei internationalen Krisen in den Strudel gerissen zu werden, sollte das allein eigentlich die TBTF-Probleme schon erheblich entschärfen. Zusätzliche Eigenmittelanforderungen können sogar gefährlich sein, weil sie dem Publikum eine Sicherheit vorgaukeln, die nicht da ist, und zu Sorglosigkeit innerhalb und ausserhalb der Banken führen.

Es gibt weitere fragwürdige Ansätze in der ganzen TBTF-Politik. Im Grunde genommen kommen sich die Instrumente a) und b) in die Quere. Wenn eine Bankführung ihre Bilanz risikogewichtet anschaut, kommt sie meist zu einem ganz anderen Eigenmittelbedarf, als wenn sie die ungewichtete Bilanzsumme betrachtet. Da die Politik für die ausgeklügelte und gleichzeitig für die pauschale Betrachtung Vorschriften macht, stösst eine Bank immer beim einen Kriterium an die Grenze, beim andern hat sie Luft – ausser sie gestaltet ihre Bilanz so, dass sie bei beiden Vorgaben ihren Spielraum einigermaßen ausnützen kann. Das würde aber bedeuten, dass sich eine Bankleitung bei der Führung ihrer Geschäfte stärker an politischen Vorschriften orientieren würde als an wirtschaftlichen Chancen – und das hiesse erst recht, dass die Politik in die Bank hineinregiert. Dies würde die Banken zudem so ähnlich machen, dass davon kaum mehr Stabilität zu erwarten wäre. ○



Feindbilder

Lob der Spekulation

Spekulanten gehörten nie zu den sympathischsten Zeitgenossen. Zu wenig nachvollziehbar sind ihre Geschäfte. Das ist nicht überraschend, tun sie doch ziemlich das Gegenteil dessen, was die breite Masse tut. Doch gerade darin liegt ihre wirtschaftliche Bedeutung. *Von Heinz Zimmermann*

Ein Spekulant stellt sich mit seinen Geschäften gegen die breite Masse. Wer auf den Finanzmärkten mit der Mehrheit rennt, kommt nicht als Erster ins Ziel. Deshalb setzt der Spekulant aufs Gegenteil: Wenn vermeintlich jedermann die Aktien verkauft, steigt er an der Börse ein und hofft, dass genau das eintritt, womit alle andern nicht rechnen. Er tut dies nicht in edler Absicht, sondern in der Hoffnung, einen Gewinn einzustreichen.

Indem ein Spekulant sich gegen die Masse stellt, stabilisiert er den Markt. Das ist bei Rohstoffen nicht anders als bei Finanzmärkten. Wenn Kaffeeproduzenten oder Lagerhäuser ihre Ware auf Termin verkaufen, um sich gegenüber dem Risiko sinkender Preise abzusichern, verpflichtet sich der Spekulant, die Ware auf Termin zu kaufen. Natürlich ginge es einfacher: Wenn es im Markt zum genau gleichen Zeitpunkt eine genauso hohe Nachfrage seitens der kaffeeverarbeitenden Firmen gäbe, sich gegenüber einem steigenden Preis abzusichern, wäre der Markt «kommerziell» im Gleichgewicht. Das ist jedoch praktisch bei keinem Rohstoff je der Fall.

Die Erfahrung zeigt, dass es viel effizienter ist, wenn die mit einem kommerziellen Ungleichgewicht verbundenen Risiken von Drittparteien übernommen werden, die darauf spezialisiert sind, Risiken zu diversifizieren oder in Form geeigneter Anlageprodukte an Investoren weiterzugeben: Hier tritt nun also der Spekulant auf, in höchst unterschiedlichem Gewand: als Bank, Anlagefonds oder Pensionskasse.

Kein Spiel mit Nahrungsmitteln

Halten wir fest: Es braucht den Spekulanten nicht, wenn für eine Tonne Kaffee, die auf Termin verkauft wird, im gleichen Zeitpunkt genau eine Tonne vom gleichen Kaffee auf Termin gekauft wird und sich beide Parteien auf den gleichen Preis einigen. Die Spekulation wird dann notwendig und rentabel, wenn die kommerziellen Marktverhältnisse unausgeglichen sind. Sie sorgt dann dafür, dass Termingeschäfte zwischen kommerziellen Gegenparteien überhaupt erst entstehen können.

Das kommerzielle Ungleichgewicht ist für verschiedene Rohstoffe denn auch beträchtlich: Bei Weizen wird im Durchschnitt eine

drei- bis viermal so hohe Menge auf Termin verkauft wie gekauft – ohne Spekulation wäre das Verhältnis wohl noch extremer. Diese Werte beziehen sich auf die amerikanischen Rohstoff-Futuresbörsen, über die man dank einer strikten Börsenaufsicht detaillierte Informationen über kommerzielle und nicht-kommerzielle Geschäfte hat. Diese Behörde wacht auch über die Positionslimiten, die es verunmöglichen, dass einzelne Akteure zu hohe Positionen aufbauen, um damit die Preise zu manipulieren.



Mit Preisveränderungen Geld verdienen.

Was macht der Spekulant eigentlich mit dem Getreide, das er auf Termin kauft? Gar nichts, weil er es nämlich gar nicht physisch kauft. Anders formuliert: Er kauft es zum vereinbarten Terminkurs und verkauft es gleich wieder zum Tageskurs. Der Spekulant will mit der Preisveränderung Geld verdienen, und dazu benötigt er die Ware nicht – deren Erwerb und Lagerung wären nur mit hohen Kosten verbunden. Es ist wie bei einer Versicherungsgesellschaft: Diese bezahlt im Schadensfall die Wertdifferenz vor und nach dem Schadensereignis, muss aber dafür weder mit Fahrzeugen noch Häusern handeln. In der Loslösung

des Geschäfts von der physischen Sache wird von den Kritikern eine besonders verwerfliche Besonderheit der Spekulation gesehen. Dabei sind es gerade die Märkte, auf denen die Spekulation fehlt, die für manipulierte Preise anfällig sind. Wie ein aufschlussreicher Beitrag im *Tages-Anzeiger* («Der Kakaopreis ist eine Farce») kürzlich gezeigt hat, treten Preisverzerrungen in denjenigen Märkten auf, die von einigen wenigen kommerziellen Akteuren dominiert werden. Das zeigen auch empirische Untersuchungen: Spekulation ohne Zugriff auf die physischen Märkte oder Lagerkapazitäten hat nahezu keine Preiseffekte.

Kurz: Es geht nicht um ein Spiel mit Nahrungsmitteln, sondern um ein Geschäft mit dem Risiko, das mit den Nahrungsmittelschwankungen verbunden ist. Es werden keine Nahrungsmittel gekauft oder verkauft, gehortet, vernichtet oder sonst wie der physischen Verwendung entzogen.

Kritik bleibt aus

Natürlich kann man jedes Finanzgeschäft mit Risiko als Spiel bezeichnen. Im Unterschied zum Zahlenlotto lassen sich diese Risiken – für die Wirtschaft als Ganzes – leider nicht vermeiden, sondern müssen von jemandem getragen werden: von den Produzenten oder Konsumenten, von privaten Investoren oder vom Staat. Von staatlichen Preisstabilisierungsprogrammen hat man sich in der Entwicklungspolitik bereits in den neunziger Jahren verabschiedet, nachdem diese in den finanziellen Abgrund geführt haben. Es setzte sich die Erkenntnis durch, dass die Sicherung der Einkommen in diesen Ländern nicht durch Stabilisierung der Nahrungsmittel- und Rohstoffpreise erreicht werden kann, sondern durch die Schaffung von Absicherungsmöglichkeiten für die damit verbundenen Einkommensschwankungen. Es erstaunt wenig, dass just aus denjenigen Ländern keine Kritik gegenüber spekulativen Märkten zu vernehmen ist, wo diese Notwendigkeit am dringlichsten ist.

Heinz Zimmermann ist Professor für Finanzmarkttheorie an der Universität Basel.

Zweifel, Zank und Ziellosigkeit

In der Schweizerischen Bankiervereinigung herrschen Unruhe und Konzeptlosigkeit. Der Apparat wird aufgebläht, während der Einfluss schwindet. Denn Grossbanken, Privatbanken und Inlandbanken streiten sich über die künftige Finanzmarktstrategie. *Von Christoph Mörgeli*

Basel ist Sitz der Basler Mission. Und Basel ist auch Sitz der Schweizerischen Bankiervereinigung. Darum verfolgt die Bankiervereinigung laut Homepage nicht einfach Zwecke oder Ziele, sondern eine «Mission». Nämlich die Förderung des «weltweiten Images des Finanzplatzes Schweiz». Dieses tut die Vereinigung mit zunehmendem Personal und abnehmendem Erfolg. Mittlerweile sind es laut Mediensprecherin «maximal» 75 Mitarbeitende zu einem Durchschnittslohn von gegen 200 000 Franken, welche die Interessen der Banken administrieren. Das sind ebenso viele wie bei Economiesuisse, unter deren Dach die Bankiervereinigung eines von vielen Mitgliedern ist.

Interesse der Banken, nicht der Kunden

Einem weitverbreiteten Missverständnis tritt die Bankiervereinigung (Swiss Banking) bei



Lustiger geht's nicht: Sprecherin Schmiegel.



«Why not»: Swiss-Banking-Chef Margelisch.

ihrer «Mission» bemerkenswert offen entgegen: «Wir vertreten die Interessen der Banken gegenüber den Behörden in der Schweiz und im Ausland.» Es geht den Lobbyisten also ausschliesslich um die Interessen der Banken und nicht um die Interessen der Bankkunden. Der einseitige Einsatz für die Bankeninteressen statt für die Bankkundeninteressen erklärt, warum die Bankiervereinigung acht Jahre lang praktisch im Gleichschritt mit der Administration Widmer-Schlumpf marschierte. Deren oberste Mission bestand in der voreiligen Übernahme irgendwelcher «internationaler Standards» zur Erhaltung irgendeiner «Reputation» von Politikern und Beamten. Dass genau diese Reputation wegen Kundenverrats, Informationsaustauschs und Schleifung des Bankgeheimnisses bei den Bankkunden in aller Welt massiv Schaden genommen hat, wurde in Kauf genommen.

Nachdem das dauerregulierende Finanzdepartement die Bankiervereinigung ständig vor sich hergetrieben hatte, lobte der Kommunikationschef Widmer-Schlumpf in den höchsten Tonlagen: «Die Schweizerische Bankiervereinigung hatte mit Eveline Widmer-Schlumpf in den letzten fünf Jahren eine dossierstarke Gesprächspartnerin, zu der wir guten Zugang hatten. International hat sie die Interessen der Schweiz und des Finanzplatzes konsequent vertreten.» Eben noch hatte derselbe Kommunikationschef verhältnismässig schweres Geschütz gegen die Finanzministerin aufgeföhren: «Wir haben kein Verständnis dafür, dass sie unsere Position nun schon wieder falsch wiedergibt.» Zum zweiten Mal hatte Widmer-Schlumpf nämlich bei der Revision des Geldwäschereigesetzes aus einem veralteten Brief zitiert und behauptet, sogar die Bankiervereinigung habe sich für die Neuerungen ausgesprochen. Tatsächlich hatten sich die Bankiers dagegen verwahrt, trotz automatischem Informationsaustausch mit dem Ausland zusätzlich Steuerpolizist zu spielen und dies erst noch in einem Ausmass, das von keinem internationalen Standard gefordert wird.

Im Zweifel gegen die SVP

Die Stellungnahmen der Bankiervereinigung in den letzten Jahren belegen, wie sehr dort mittlerweile die Grossbanken das Sagen haben, auch wenn der Klub geschickterweise seit je einen Privatbankier als Präsidenten ins Schaufenster stellt. Dieser Repräsentant gegen aussen ist momentan Patrick Odier, Teilhaber

der traditionsreichen Genfer Privatbank Lombard Odier. Das Institut musste an die USA für 11 121 Konten zu total 4,45 Milliarden Dollar rund 100 Millionen Dollar Busse zahlen. Auch ist es ein offenes Geheimnis, dass die Genfer Privatbanken vor allem dank unversteuerten Geldern aus Frankreich reich geworden sind. Und da die Französische Republik à la Hollandaise aus den Schweizer Banken ebenfalls möglichst viel Geld herauspressen will, ist möglicherweise die Rechnung für die Genfer Privatbanken noch nicht beglichen.

Wer auf so dünnem Eis wandelt, punktet im Inland zuverlässig, wenn er auf die SVP einprügelt. Und so sagte Bankenpräsident Odier nach den Wahlen: «Der Wahlsieg der SVP ist sicher keine einfache Ausgangslage für die Wirtschaftspolitik.» Offenbar hätte sich für den obersten Banker die Wirtschaftspolitik mit einem Linksrutsch vereinfacht. Zur Massenzuwanderungsinitiative gab er zu Protokoll: «Die wirtschaftsfreundliche Umsetzung wird schwieriger mit einer starken SVP.» Und als Vertreter einer Branche, die in den letzten Jahren Tausende von Arbeitsplätzen abgebaut hat, verlangte Odier den «Zugang zu den besten Fachkräften» des Auslandes und meinte: «Wir brauchen ein Rahmenabkommen mit der EU.» Dass ein solches Rahmenabkommen die Übernahme künftigen EU-Rechts und die Anerkennung fremder Richter bedeutet, dürfte Odier durchaus bewusst sein.

Kakophonie zur Privatsphären-Initiative

Im Sommer hatte schon Swiss-Banking-Sprecherin Sindy Schmiegel in einem Interview im *Blick* folgendes Fazit gezogen: «Die letzte Legislatur hat gezeigt, dass die SVP bei zentralen Finanzplatzfragen keine Wirtschaftspartei mehr ist.» Nach der Übernahme des Finanzdepartements durch SVP-Bundesrat Ueli Maurer blaffte Schmiegel, sie wünsche sich keine «dogmatische Zwängerei», und zitierte einen Arbeitskollegen, der vermute, «dass Ueli Maurer als Finanzminister gar nicht so schlecht, ähäm, aufmunitioniert ist». Womit die Verbandsangestellten einerseits über die frühere Funktion des Verteidigungsministers spotteten und obendrein unterstellten, dieser müsse sich mangels Fachkenntnis aufmunitionieren beziehungsweise beraten lassen. Lustiger geht's nicht.

Bankierpräsident Patrick Odier findet die Abschaffung des Bankgeheimnisses auch im Inland «verständlich». Zur Volksinitiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre», welche die



«Keine einfache Ausgangslage»: Bankierpräsident Odier.

heutige Praxis des Bankgeheimnisses für Inländer auf Verfassungsstufe heben will, meint Odier dezidiert: «Wir lehnen die Initiative in ihrer jetzigen Form ab.» Diese Stellungnahme hat bei Bankkunden wie Bankmitarbeitern, für welche die Diskretion bei Bankgeschäften noch immer eine zentrale Rolle spielt, Erstau-

Den Lobbyisten geht es nur um die Interessen der Banken und nicht um die Bankkunden.

nen ausgelöst. Die Bankiers haben sich ihre Haltung vorgängig durch ein Gutachten des verwaltungsnahen Zürcher Professors René Matteotti bestätigen lassen. Deutlich anders äusserte sich aber Yves Mirabaud, Präsident der Vereinigung Schweizerischer Privatbanken: «Unser Sektor wird mit beiden möglichen Ausgängen zurecht kommen.» Seine Vereinigung wollte zwar nicht zustimmen, um die Bankiervereinigung nicht vor den Kopf zu stossen. Da sie sich aber auch nicht zu einer Ablehnung durchrang, dürfte dies heissen, dass

bei den Privatbankiers viel Sympathie für die Matter-Initiative vorhanden ist.

Demgegenüber urteilte der Raiffeisen-Chef Patrik Gisel: «Langfristig wird sich das Bankgeheimnis im Inland nicht in der Form halten können.» Sein Vorgänger Pierin Vincenz, ebenfalls Verwaltungsrat der Bankiervereinigung, brachte es sogar fertig, sich innert zweier aufeinanderfolgender Sätze fundamental zu widersprechen: «Auch im Inland hat das Bankgeheimnis, wie wir es bis heute kennen, keine Zukunft mehr. Trotzdem muss der Schutz der finanziellen Privatsphäre weiterhin garantiert werden.»

Von den Grossbanken wie auch von den Kantonalbanken mit Staatsgarantie weiss man seit längerem, dass sie sich den Informationsaustausch zwischen Banken und Steuerbehörden auch im Inland wünschen. Als Geschäftsführer der Bankiervereinigung begründet der farblose CVP-Mann Claude-Alain Margelisch dieses Begehren damit, dass es darum gehe, «ein kompliziertes Nebeneinander von mehreren Lösungen zu verhindern». Die durch Finanzkrise und ausländische Justizverfahren ohnehin ange-

schlagene Bankenbranche hat kapituliert, seit die Politik sie immer dreister vor die Wahl stellt, entweder als Steuerpolizisten Verantwortung für die Steuerehrlichkeit ihrer Kunden zu übernehmen oder das Bankgeheimnis mittels Informationsaustausch aufzuweichen.

Die Bankiervereinigung übertraf bei der Schleifung des Bankgeheimnisses sogar den Bundesrat, als sie im März 2015 ein «automatisches Meldeverfahren für Schweizer Steuerpflichtige auf Obligationenzinsen und ausländischen Dividenden» forderte. Damit wollte die Branche in ihrem eigenen Interesse gegen jenes der Kunden verhindern, dass Inländer ihr Depot in eine ausländische Bank verlegen. Wie immer nickte der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse auch diese heimatschützerische, marktfeindliche und eigennützige Zumutung zustimmend ab.

Als das unsinnige Finanzdienstleistungsgesetz (Fidleg) von Eveline Widmer-Schlumpf an den neuen bürgerlichen Mehrheitsverhältnissen in dieser Form zu scheitern drohte, flehte die Bankiervereinigung via Twitter: «Bitte denken Sie dran: 95 Prozent des Finanzplatzes wollen Fidleg/Finig (mit Anpassungen).» Es ist indessen schwer vorstellbar, dass sich alle Mitglieder von Swiss Banking noch mehr Regulierung und noch mehr Bürokratie wünschen. Vielmehr berichten Insider von schweren Spannungen, Zank, Unruhe, ja chaotischer Ratlosigkeit über die künftige Strategie der Branchenvertretung. Davon zeugten letztes Jahr auch drei gewichtige Abgänge in der politisch bedeutsamen Abteilung «Finanzmarkt Schweiz».

Der interne Richtungsstreit wurde spätestens dann öffentlich, als CEO Claude-Alain Margelisch unlängst im Webletter *Insight* in etwas aufgesetzt wirkender Aufbruchstimmung die Ärmel hochkrempelte. Die Bankiervereinigung wolle in Zukunft politischer, bissiger, effizienter, schneller und wirtschaftlicher werden. Margelischs Forderung kommt dem Fazit gleich, dass die Bankiervereinigung bislang politisch naiv, handzahn, unfruchtbar, träge und verschwenderisch in den Tag hinein gelebt habe.

Nach verlorener Schlacht wird man kämpferisch. Johannes J. Schraner wunderte sich in der Zeitschrift *Schweizer Bank*, wie offen der Verband über die Neuausrichtung von Governance, Arbeitsprozessen und Organisation des Sekretariates berichtete. Verwaltungsrat und Geschäftsleitung der Bankiervereinigung hätten bereits vor einem Jahr festgestellt, «dass die Interventionskraft und das Image der Interessenvertretung gelitten hätten». Zum Schluss forderte Claude-Alain Margelisch die Schweizer Banken auf, statt «Yes, but» künftig «Why not» zu sagen. Angesichts der bisher bewiesenen Bereitschaft der Branche, die permanenten Übergriffe von Vater Staat wehrlos hinzunehmen, dürfte dieses «Why not» den Bankkunden noch manchen Ärger bereiten. ○

«Dann tut es weh»

Stefan Pfister, CEO von KPMG Schweiz, spricht über den schlechten Start der Wirtschaft ins Jahr 2016. Seine Empfehlungen: Zurückhaltung bei den Löhnen, weniger Regulierung und tiefere Steuern für Start-ups. Von Florian Schwab und Tanja Demarmels (Bild)

Herr Pfister, die Lage an den Börsen hat sich in den letzten Wochen rapide verdunkelt. Auch von den Unternehmen kamen schlechte Nachrichten. Hat KPMG dies als einer der führenden Wirtschaftsprüfer kommen sehen?

Überrascht haben uns weniger die Ereignisse an und für sich als das Ausmass und das Tempo. Wenn man die Zeitungen aufschlägt, bekommt man derzeit ein eher düsteres Bild, wobei es so düster in der Realität dann doch nicht ist. Nach wie vor spricht vieles für die Schweiz: die politische Sicherheit, die Rechtssicherheit, das steuerliche Umfeld – auch jetzt mit der Unternehmenssteuerreform III – die Innovation und die Bildung, der liberale Arbeitsmarkt...

Also kein Grund zur Sorge?

Die jetzigen Entwicklungen hängen eng mit globalen Problemen zusammen. Die Verlangsamung des chinesischen Wachstums von 15 auf 7 Prozent ist einschneidend, durch die Märkte aber vermutlich mittlerweile teilweise eingepreist. Insgesamt ist die Lage aber wesentlich weniger schlecht als zu Beginn der Finanzkrise 2008. Wir müssen aufpassen, dass wir die globalen Probleme in der Schweiz nicht politisch durch hausgemachte Schwierigkeiten anreichern.

Wenn eine Schweizer Grossbank innert weniger Wochen die Hälfte ihres Werts verliert, ist das doch alarmierend.

Auch hier ist es kein isoliertes Schweizer Phänomen und nicht einmal unbedingt das isolierte Problem einer einzelnen Firma. Betroffen sind genauso Institute im übrigen Europa. In der Schweiz ist die Wahrnehmung aber besonders prominent, weil der Finanzsektor nach wie vor eine sehr zentrale Branche ist. Aber in der Tat: Die Verringerung des Börsenwerts hat teilweise Ausmasse, mit denen man nicht gerechnet hat. Offenbar gibt es nach wie vor viele Unsicherheiten, was die Stabilität dieser Firmen betrifft.

Etliche Unternehmen haben einen Stellenabbau bekanntgegeben, andere wollen Tätigkeiten ins Ausland verlagern. Manifestiert sich hier mit einer gewissen Verzögerung der Frankenschock?

Das hat nicht nur mit dem Frankenschock zu tun, sondern auch mit Programmen zur Optimierung der Effizienz und der Kos-



«Nach wie vor spricht vieles für die Schweiz»: KPMG-Chef Pfister.

ten. Das gibt es seit längerem in allen Wirtschaftszweigen. Der Frankenschock hat die Überlegungen akzentuiert, und das bedeutet auch weitere Auslagerungen nach Osteuropa oder Indien. Das ist letztlich eine weitere Konsequenz der zunehmenden Globalisierung.

Welche Folgen hat dies für den Arbeitsmarkt?

Die Transformation in den Firmen überträgt sich auf den Arbeitsmarkt. Es wird andere Arbeitsplätze geben. Wenn wir uns mit diesem Druck nicht auseinandersetzen und nichts tun, dann wird es auch weniger Arbeitsplätze geben. Derzeit sehen wir uns leider mit einer steigenden Arbeitslosigkeit konfrontiert.

Wie kann dies verhindert werden?

Unser Lohnniveau müsste eigentlich sinken oder zumindest nicht mehr wachsen. Wenn man ehrlich ist, dann ist ja unsere Kaufkraft in den letzten zwölf Monaten markant gestiegen, und nicht nur bei denen, die an der Grenze wohnen. Es wäre eine logische Konsequenz, dass die Löhne sinken und nicht steigen.

Lohnsenkungen sind in einzelnen Firmen schwer zu vermitteln. Politisch sind sie ein rotes Tuch.

Die 3,8 Prozent Arbeitslosigkeit sind derzeit noch ein moderates Niveau, aber man müsste dann wohl mit 5 bis 7 Prozent rechnen, und dann tut es weh.

Zur optimistischen Seite: Welche Branchen stehen gut da?

Es klingt vielleicht merkwürdig, aber Teile der Finanzindustrie glänzen weiterhin durch ihre Innovationskraft. Auch in der Pharma- und der Chemie-Branche sind Schweizer Firmen dank ihrer Forschung und Entwicklung in führender Position. In der Maschinenindustrie, die gesamthaft eher leidet, gibt es Firmen, die aufgrund ihrer Nischenstrategie sowie durch Investitionen in Forschung und Entwicklung Wachstum haben werden. Aber damit bleibt die Produktion nicht notwendigerweise in der Schweiz.

In der Finanzbranche ist Fintech in aller Munde. Haben die Schweizer Banken geschlafen?

Geschlafen ist falsch. Wir haben durchaus grosse Finanzreserven, die für die Unterstützung von Start-ups bereitstehen. Mit London verglichen, wird aber nur ein Drittel investiert. Da hinken wir etwas hinterher. Wir begrenzen uns auch durch unfreundliche Rahmenbedingungen wie etwa kontraproduktive Steuergesetze: Jungunternehmer, die ein Start-up gründen wollen, zahlen rasch einmal Vermögenssteuern auf den Wert der Aktien. Dann müssen sie Anteile verkaufen, um die Steuern zahlen zu können. Daschiessen

sich einzelne Gemeinden und Kantone ins eigene Bein, denn es geht dabei ja nicht um horrenden Steuererträge.

Was unternimmt KPMG im Bereich Digitalisierung?

Derzeit findet eine Transformation unseres Geschäfts statt. Auch die Rolle des Wirtschaftsprüfers entfernt sich mehr und mehr von dem, was wir seit dreissig Jahren kennen. Ein Wirtschaftsprüfer muss ein hohes Technologieverständnis haben und den Zusatznutzen neuer Daten- und Analysetechnik einschätzen können. Daran arbeiten wir ständig und möchten dem Kunden möglichst schnell zeigen, welche neuen Dienstleistungen möglich sind. Die Technologie ist der grösste Investitionsposten bei KPMG: neue Methoden und Analyse-Tools, die wir für unsere Kunden entwickeln und ihnen zur Verfügung stellen.

Das tönt etwas theoretisch. Worum geht es konkret?

In diversen Allianzen, zum Beispiel mit McLaren, entwickelt und untersucht KPMG

«Es klingt vielleicht merkwürdig, aber die Finanzindustrie glänzt durch ihre Innovationskraft.»

auf globaler Ebene, wie man grosse Datenpakete in der Wirtschaftsprüfung bestmöglich analysieren kann. Da staunt man über die Möglichkeiten: Was früher stichprobenbasiert geprüft wurde, kann man heute ganzheitlich ansehen. Daraus ergeben sich unzählige Erkenntnisse und neue Fragestellungen, anhand derer wir dem Finanzchef wertvolle Informationen geben können: Wenn in einer Firma 5000 interne Verrechnungen unter 50 Franken anfallen, dann ist dies bei einem tiefen Grenznutzen teuer, fällt aber in der stichprobenbasierten Prüfung gar nicht auf. In solchen Fragen können wir unsere Kunden herausfordern und Mehrwert bieten.

Sollte die Politik den Wandel hin zu forschungsintensiven Tätigkeiten und Dienstleistungen zulassen?

Eine starke Wirtschaft braucht eine gewisse Diversität. Wir können uns nicht nur auf Innovation, Forschung und Entwicklung und auf Dienstleistungen beschränken. Das wäre fatal für ein Land wie die Schweiz. Aber das ist die Crux der Globalisierungs- und Optimierungsdiskussion: Wir müssen die gesetzlichen Rahmenbedingungen schaffen, damit es attraktiv ist, auch in der Schweiz zu produzieren.

Wie schaffen wir das?

Indem wir unsere Vorteile pflegen. Dazu gehört auch die Regulierungsdiskussion. Regulierungen sind aus liberaler Sicht ein ordnungspolitisches Muss. Es braucht aber

eine Balance. Zu viel Regulierung ergibt unnötige Kosten, da sind wir teilweise an der Grenze angekommen. Das erlebe ich sogar in der eigenen Branche. Die Kosten des Regulierungsdrucks kann ich nicht den Kunden weitergeben. Es öffnet sich zunehmend eine Schere zwischen zusätzlichem Aufwand und weniger Ertrag. Wir müssen zusehen, dass die Unternehmen das noch irgendwie stemmen können!

Wie hoch sind die Regulierungskosten in der Schweiz? Der Gewerbeverband spricht von fünfzig Milliarden Franken jährlich.

Das stimmt, rund zehn Prozent des Bruttoinlandprodukts sind eine realistische Schätzung. Wir haben einmal die Kosten für die Bereiche Sozialversicherungen und Arbeitsrecht und Lebensmittelhygiene angeschaut. Da ist man schon bei vier Milliarden Franken. Und das ist nur ein kleiner Teil.

Welches sind die heikelsten Vorhaben mit Blick auf die Regulierungskosten?

Es war nach der Finanzkrise sinnvoll, den Anlegerschutz zu erhöhen und die Kapitalvorschriften zu verschärfen. Aber man kann nicht alles über einen Leisten schlagen. Man muss differenzieren zwischen Banken und Versicherungen einerseits und zwischen international und binnenwirtschaftlich orientierten Firmen andererseits. Diese Fragen stellen sich beim neuen Finanzdienstleistungs- und beim Finanzinstituts-Gesetz. Der Hauptfokus ist es, die EU-Regulierung zu übernehmen. Das ist richtig und nötig, aber man sollte einen gewissen Schweizer Pragmatismus walten lassen.

Auch im Bereich der Unternehmensbesteuerung entsteht international gewaltiger Druck. Wohin geht die Entwicklung?

Das System mit den privilegierten Gesellschaften wird derzeit überdacht. Die Unternehmenssteuerreform III geht in die richtige Richtung und wird hoffentlich den Wirtschaftsstandort Schweiz stärken.

Wo sehen Sie einen international konkurrenzfähigen Satz für die Gewinnsteuer?

Für mobile Aktivitäten dürfte die internationale Zielgrösse bei rund 13 Prozent liegen. Das ist wohl ein vernünftiger Rahmen.

Sie verdienen Ihr Geld damit, dass Sie sich perfekt mit der Regulierung auskennen. Aus Sicht von KPMG könnte man also sagen: «Je komplizierter, desto besser!»

Das wäre eine äusserst kurzfristige Sichtweise. Zwar «profitieren» wir von der Regulierung, weil wir beratend tätig sind. Aber das ist nur ein Teil unseres Geschäfts und nicht der überwiegende. KPMG wächst in der Schweiz mit dem Markt. Wenn die Regulierung diese Entwicklung abwürgt, dann leiden auch wir darunter.

Stefan Pfister ist HSG-Ökonom, Immobilienexperte und seit 2014 CEO von KPMG Schweiz.

Starb Jesus auch für Ausserirdische?

Die Zeiten, als nur Spinner an ausserirdische Wesen glaubten, sind vorbei. Heute halten viele Wissenschaftler die Existenz von extraterrestrischem Leben für wahrscheinlich. Das bringt Philosophen ins Grübeln und Theologen ins Schwitzen. *Von Alex Reichmuth*

2009 fand im Vatikan eine besondere Tagung statt. Auf Einladung der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften und der Vatikanischen Sternwarte diskutierten rund dreissig Forscher aus der ganzen Welt über ausserirdisches Leben. Vierzehn Jahre zuvor hatten Schweizer Astronomen einen Erfolg gefeiert, der dem Interesse des Vatikans an extraterrestrischen Wesen wohl Vorschub geleistet hatte: die Entdeckung des jupiterähnlichen Planets 51 Pegasi b. Dieser kreist um einen Stern, der fünfzig Lichtjahre entfernt ist. Es war der erste Planet ausserhalb des Sonnensystems, dessen Existenz belegt werden konnte.

Innert weniger Jahre konnten die Astronomen Hunderte weiterer sogenannter Exoplaneten nachweisen. Heute sind etwa 2000 davon bekannt. Es wurde klar, dass es noch Abermilliarden andere geben muss – allein in unserer Galaxie: Denn die Milchstrasse umfasst mehrere hundert Milliarden Sterne. Und wenn, wie sich nun zeigte, ein beachtlicher Teil dieser Sterne von Planeten umkreist wird, sind Zahlen mit vielen Nullen nötig, um deren Menge abzuschätzen. Unter all diesen Exoplaneten muss es unzählige Millionen oder gar Milliarden Exemplare geben, auf denen Bedingungen für die Entstehung von Leben gegeben sind: nicht zu heiss, nicht zu kalt, Wasser in flüssiger Form, eine vernünftige Grösse, eine feste Oberfläche, ein planetares Magnetfeld. Dass es bei so vielen Planeten auf einigen tatsächlich Leben gibt, vielleicht sogar hochentwickeltes Leben, ist naheliegend. Die Menschen können davon ausgehen, dass da draussen noch jemand ist.

Gott wird zu kleinem, grünem Fleisch

Das wiederum mag den Heiligen Stuhl ins Schwitzen gebracht haben. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass wissenschaftliche Erkenntnisse der Religion Beine machten. Früher schon musste die Kirche nach langer Gegenwehr eingestehen, dass die Erde um die Sonne kreist und nicht umgekehrt. Später hatte die Evolutionstheorie die vorherrschende Bibelinterpretation über die Entstehung der Welt über den Haufen geworfen. Heute beharrt zumindest in Europa kaum mehr ein Christ auf dem Wortlaut der Schöpfungsgeschichte. Wenn nun auch die Existenz ausserirdischen Lebens wahrscheinlich wird, sollten Theologen einige drängende Fragen diskutieren: Wenn es Ausserirdische gibt, wurden diese auch von Gott geschaffen? Ist Christus, der Erlöser, nicht nur

für die Menschen, sondern auch für E.T. und seine Kollegen gestorben? Und falls ja, haben die das überhaupt mitbekommen?

Andreas Losch ist evangelischer Theologe und arbeitet am Center for Space and Habitability (CSH, Zentrum für Weltraumforschung und



Kein Widerspruch zur Bibel.

Habitabilität) der Universität Bern. Das CSH betreibt unter anderem ein interdisziplinäres Projekt, in dem sich Naturwissenschaftler, Philosophen und Theologen mit extraterrestrischem Leben befassen. Bis jetzt konnten die Ausserirdischen Losch seinen Glauben nicht nehmen. Deren Existenz sei grundsätzlich kein Widerspruch zur Bibel, ist er überzeugt: «In der hebräischen Urbibel steht «Adam» für «Mensch», was im Grunde aber «Erbling» oder «Staubling» bedeutet. Somit können auch Wesen auf anderen Planeten als göttliche Ge-



schöpfe gelten.» Wie sich das Wirken Christi mit der Existenz extraterrestrischen Lebens verträgt, sei aber sicher «die kniffligste Frage», gibt Losch zu – denn der Sohn Gottes wurde ja explizit ein Mensch. «Die Fleischwerdung Gottes auch auf anderen Planeten ist aber nicht ausgeschlossen», entgegnet er. «Oder wie die Engländer mit ihrem Humor zu sagen pflegen: Notfalls ist Gott auch bereit, kleines, grünes Fleisch zu werden.»

Man könnte auch annehmen, intelligente Wesen ausserhalb der Erde seien nicht der Sünde verfallen, womit sie auch keinen Erlöser brauchten. Es gibt das biblische Gleichnis von Gott als Hirte, der 99 Schafe zurücklässt, um ein einzelnes verirrt zu suchen. Dieses eine Schaf entspräche dann den Menschen. Gottes Fokus auf die Erde wäre so zu erklären. Allerdings entspräche das wieder einer geozentrischen Sicht, die sich seit der kopernikanischen Wende mehrfach schlecht bewährt hat.

Andreas Losch weist darauf hin, dass die Begegnung mit Menschen, wo man sie nicht erwartet hat, für Katholiken und Protestanten nicht neu ist. «Auch bei der Entdeckung von naturreligiösen Urvölkern auf anderen Kontinenten musste sich die Kirche überlegen, wie sie deren Existenz in Einklang mit der Bibel bringen konnte.» Jedenfalls sei bei einem Kontakt mit Ausserirdischen ebenso wenig zu erwarten, dass diese mit einem freudigen «Oh, wir sind auch Christen!» reagierten.

Solche Gedankenspiele greifen den Diskussionen unter Naturwissenschaftlern weit vor. Diese beschäftigt die Frage, wie ausserirdisches Leben angesichts der grossen interstellaren Distanzen bewiesen werden kann. Nur schon der Nachweis von Mikroben auf anderen Planeten wäre eine Sensation. Vorstellbar wäre, dass man aufgrund des Lichtspektrums von Planeten auf die Zusammensetzung ihrer Atmosphäre schliesst. Sind typische Molekülverbindungen vorhanden, könnte man die Existenz von Leben ableiten.

Und was sagt Kant?

Hier taucht eine Frage auf, die auch Philosophen auf den Plan ruft: Was ist das überhaupt, Leben? Es gab schon unzählige Versuche einer Definition. Das Vorhandensein von Stoffwechsel, Wachstum und Reproduktion ist etwa ein häufig angeführtes Kriterium. Die amerikanische Raumfahrtbehörde Nasa setzt eine evolutionäre Entwicklung als Voraussetzung für Leben voraus. «Es gibt heute aber keine allgemein anerkannte Definition davon, was Leben ist», stellt Claus Beisbart fest, Professor für Wissenschaftsphilosophie, der ebenfalls am Berner CSH beteiligt ist. «Wenn man aber nicht weiss, was Leben ist, kann man nur schwer danach suchen.» Es könnte auf anderen Planeten Formen von Leben geben, die die menschliche Vorstellungskraft übersteigen – etwa Organismen auf Basis von Aluminium- statt Kohlen-

stoffverbindungen, oder Lebewesen, die aufgrund elektronischer statt biochemischer Vorgänge existieren.

Dass Philosophen über ausserirdisches Leben grübeln, ist nichts Neues. Immanuel Kant etwa verfasste im 18. Jahrhundert die Abhandlung «Von den Bewohnern der Gestirne». Er war überzeugt, dass andere Planeten des Sonnensystems bewohnt sind. Auch wenn einige seiner Standpunkte absurd anmuten – wie etwa der, die Bewohner seien geistig umso höher entwickelt, je weiter ihr Planet von der Sonne entfernt ist –, wirken einige von Kants Schlüssen visionär. So versuchte Kant zu zeigen, wie sich auf der Basis von Naturgesetzen komplexe Strukturen bilden. Weiter hielt er es

«Wenn man aber nicht weiss, was Leben ist, kann man nur schwer danach suchen.»

für ignorant anzunehmen, nur die Erde sei bewohnt. Denn wenn sich zwei Planeten in vielem ähnlich seien, argumentierte er, seien sie auch bezüglich der Existenz von Leben ähnlich. Dieses «Analogieargument» gleicht dem Schluss heutiger Astronomen, dass es aufgrund der Vielzahl von Planeten wohl auch einige belebte geben muss.

Gelänge es, ausserirdisches Leben nachzuweisen, wären die Philosophen gefordert. «Das würde das menschliche Selbstverständnis verändern», sagt Philosoph Claus Beisbart, «zumindest dann, wenn es sich um sehr intelligentes Leben handelte.» Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit, dass Leben auf einem fremden Planeten die Form grünen Schlicks hat, ungleich höher, als dass da grüne Männchen sind. Auf der Erde jedenfalls gab es zwar schon über eine Milliarde verschiedener Pflanzen- und Tierarten, aber mit dem Menschen mutmasslich nur eine einzige wirklich intelligente Art.

So wirken einige Versuche, fremde Zivilisationen zu kontaktieren, bizarr. In Kalifornien etwa stehen riesige Radioteleskope, die den Himmel nach Signalen ausserirdischer Kulturen abhören. 1974 wurde von einem Observatorium in Puerto Rico eine einmalige Radiobotschaft in Richtung eines Sternhaufens abgeschickt. Es handelte sich um einen binären Code mit Informationen über die Erde und den Menschen. Drei Jahre später, als die Nasa ihre Weltraumsonden Voyager 1 und 2 loschickte, war auch je eine goldene Datenplatte an Bord, die Musik und eine Grussbotschaft des damaligen US-Präsidenten Jimmy Carter enthält. Für eine Antwort der Ausserirdischen braucht es wohl noch Geduld, denn die Voyager-Sonden sind erst bis zum Rand des Sonnensystems vorgedrungen. Die Datenplatten haben jedenfalls eine Lebensdauer von 500 Millionen Jahren. ○



«Lass Trump Trump sein»: Kampagnen-Manager Lewandowski.

Trumps General

In Donald Trumps Schatten ebnet ein Mann den Boden für den Erfolg. Wahlkampfleiter Corey Lewandowski teilt das unorthodoxe Naturell seines Chefs, hält aber nichts von grossen Reden. Wenn Jubel aufbraust, steht er bereits in der nächsten Schlacht. *Von Urs Gehrig*

Mit jedem Sieg leuchtet Donald Trumps Name greller auf. Derart zieht er das Licht auf sich, dass um ihn alles in der Kulisse versinkt. So übersieht man leicht, dass im Hintergrund ein Team agiert, klein an Zahl und schlank in Organisation, das den Boden bereitet für die grosse Donald-Show. An seiner Spitze steht Corey Lewandowski, 41, ein Mann wie Kommandant Reisman aus dem Hollywoodklassiker «Das dreckige Dutzend»: zäh, unerbittlich und zu 150 Prozent motiviert.

Anders als sein Chef braucht Lewandowski bloss eine flüchtige Minute, wenn er morgens vor dem Spiegel steht. Trumps Wahlkampfgeneral trägt eine Kampffrisur, auf der Seite kahl, oben eine Bürste. Linker Daumen im Hosensack, Telefon am Ohr, weibelt er landauf, landab durch Stadionkatakomben und Kampagnenbüros.

Er ist kein Mann der vielen Worte; die wenigen, die er spricht, sind auf Kernbotschaften kalibriert. «Trag Sorge zu jedem Dollar, als wär's dein eigener.» Oder: «Politik ist Kampfsport, vergessen wir das nicht.»

Karriere in Teufels Küche

Seit Januar 2015 arbeitet Lewandowski für Trump. Beobachter sprechen von einer «unorthodoxen Wahl». Einmal hatte Lewandowski mit einer lebensgrossen Pappkopie eines politischen Rivalen debattiert, zum Gaudi der Zuschauer. Ein andermal wurde er verhaftet, als er eine geladene Waffe zur Arbeit mitbrachte.

Lewandowskis Hauptquartier befindet sich im Trump Tower an der 5th Avenue in Manhattan. Zuoberst im Turm wohnt sein Boss. Von hier aus verwaltet Trump sein Immobili-

empireum. Unten im marmornen Foyer werden den Massen Fanartikel aus edlem Stoff und feinem Leder feilgeboten, von den Trump-Handschuhen über Seidenkrawatten bis zum Baby-Strampler mit dem Logo des Tycoons.

Auf Etage fünf hingegen, in Lewandowskis Wahlkampfbüro, weht nicht der geringste Hauch von Glamour und Prunk. Dort stehen Klappentische, Pappbecher und weisse Wandtafeln mit den neusten Schlachtplänen drauf, die den nächsten Vorstoss von Trump in Richtung Weisses Haus skizzieren. «Wir halten unseren Apparat schlank und verrichten alle mehrere Jobs, das schweisst uns als Team zusammen», sagte Lewandowski der *Daily Mail*, die einen seltenen Blick in die Herzkammer der Trump-Kampagne werfen durfte.

Lewandowski, vierfacher Vater aus bescheidenem Haus, stammt aus dem Städtchen Lowell, Massachusetts. Als Junge jobbte er als Zeitungsaussträger und Pizzakurier. Er studierte Politik und zog schliesslich, inspiriert von Ronald Reagans längst verblichener Version des amerikanischen Traums – «Arbeite hart, werde reich» – nach Washington DC. Dort arbeitete er für verschiedene Kongressabgeordnete und stieg 2008 in leitender Funktion bei Americans for Prosperity ein, einer der mächtigsten konservativen Lobbys, die entscheidend dazu beitrug, dass die Republikaner 2010 das Repräsentantenhaus zurückeroberten. Kurz: Lewandowskis Karriere entfaltete sich im Maschinenraum des republikanischen Establishments – just an jenem Ort also, den Trump verdammt wie Teufels Küche.

US-Medien haben in den vergangenen Monaten einige Porträts über den stillen Schaffer veröffentlicht, wobei sich dieser wenig über seine Arbeit und noch weniger über seine Person entlocken liess. Lewandowski hält sich selbst in der Stunde des Triumphs im Hintergrund, ganz nach der Devise vom Team Trump: «Nur einer zählt!» Der mit der goldenen Gockelfrisur.

Erstmals begegnet sind sich Trump und Lewandowski im April 2014 am Freedom Summit in New Hampshire, einem Sondierungstreffen für die nächste Präsidentenwahl. Wenige Monate später erhielt der junge Lobbyist eine Audienz im Trump Tower. Dort weihte ihn Trump in seine Kandidatenpläne ein und bot ihm den Job als Kampagnenchef an. «Innert zwanzig Sekunden hatte er mich überzeugt», erzählte Lewandowski der *New Hampshire Business Review*. Es werde «eine ganz andere Art Kampagne», liess ihn Trump wissen, eine, wie sie die Welt noch nicht gesehen habe.

Die Kampagne ist massgeschneidert auf Trumps ungestümen Sendungsdrang. Kommunikation ist entscheidend, wusste bereits Franklin D. Roosevelt. Obama surfte im Inter-



«Wunderbare Vision für Politik»: Donald Trump.

net zum Erfolg. Trump setzt auf seinen Ruhm als Unternehmer und als König des Tabubruchs. «Lass Trump Trump sein», bricht Lewandowski seinen Kernauftrag auf vier Worte herunter. Auf diesem Mantra baut er den Wahlkampf auf. Er koordiniert die Auftritte und sorgt dafür, dass die Mediensonne nie untergeht auf dem Planeten Trump. Und – last, not least – ist er dafür verantwortlich, dass die potenziellen Wähler ihre Stimme für Trump auch abgeben.

Zwanzig Stunden pro Tag

Lewandowski erweist sich als Meister seines Fachs. Die Wahlergebnisse sprechen für sich. Kein Wunder, ist sein Dienstherr voll des Lobes. «Corey hat enorme Energie und eine wunderbare Vision für Politik», sagt Trump dem *Wall Street Journal*. «Er weiss, wann er Präsenz markieren muss.»

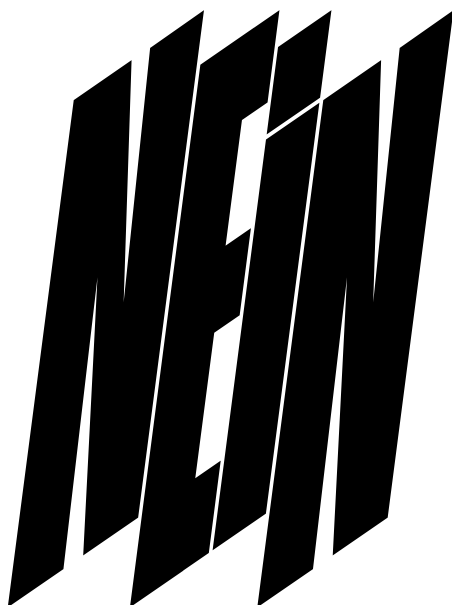
Von jedem Mitglied verlangt Lewandowski nicht bloss höchsten Einsatz, sondern absolute Loyalität und spartanische Budgetdisziplin.

In South Carolina habe sein Team bloss 1,3 Millionen Dollar ausgegeben, verkündete er stolz. Das sei weniger als ein Zehntel der Summe, die Jeb Bush und seine Super-PAC verschleudert hätten – mit desaströsem Ertrag (Trump holte 32,5 Prozent Wählerstimmen, Jeb Bush blamable 7,8 und schied aus dem Rennen aus).

Trump weiss nun die Geschichte auf seiner Seite. Jeder republikanische Anwärter, der sowohl die Vorwahl in New Hampshire als auch in South Carolina gewonnen hatte, wurde schliesslich zum offiziellen Präsidentschaftskandidaten gekürt. Theoretisch kann man Trump noch stoppen: wenn sich seine Gegner – Cruz, Rubio, Kasich, Carson – rasch auf einen Herausforderer einigen. Doch selbst dann ist es unwahrscheinlich, dass sich deren Unterstützer automatisch dem Anti-Trump zuwenden. «Auch ich werde viele ihrer Stimmen bekommen!», monierte Trump – wohl zu Recht. Bereits scharen sich Persönlichkeiten wie New Yorks Ex-Bürgermeister Rudy Giuliani als Berater um ihn. Schon nächste Woche könnte Trump in die Siegerstrasse einbiegen.

Das eröffnet auch Lewandowski Perspektiven. Könnte er sich einen Job im Weissen Haus vorstellen, als Stabschef zum Beispiel? «Ich lebe meinen Traum heute und jetzt», schlägt er im Gespräch mit der *New Hampshire Business Review* Ambitionen in den Wind. Über Strategien äussert er sich nicht. Offiziell zählt für Trumps General immer nur die nächste Schlacht.

Am «Super Tuesday» (1. März) halten neun Staaten gemeinsam Vorwahlen ab. «Wir kämpfen überall. Wir erachten absolut nichts als selbstverständlich.» Unerbittlich bläut Lewandowski Angestellten und Freiwilligen ein, mit vollem Einsatz bis zur Ziellinie zu kämpfen. «Mein Boss schuftet zwanzig Stunden pro Tag», sagte er letzte Woche auf CNN. «Ich erwarte nicht, dass mein Team mehr arbeitet als er – aber weniger kommt nicht in Frage.» ○



ZUR UNMENSCHLICHEN SVP-INITIATIVE

**Sie schadet dem Rechtsstaat.
Sie schadet der Wirtschaft.
Sie schadet der Schweiz.**

**Jede Stimme zählt.
28.2.16**

Selbst Fidel Castro wurde unsichtbar

Nach 57 Jahren zeigt die kubanische Revolution Symptome der Erschöpfung. Trotzdem klammern sich selbst die Feinde der unwirklich gewordenen Kommunisteninsel an die langsam zerbröselnde Ordnung. Mehr noch als den Fortbestand fürchtet man deren Zusammenbruch. *Von René Zeyer*



Hymnen auf dem Trümmerhaufen: Feierlichkeiten zum Triumph von 1959, letztes Jahr in Havanna.

Am Eingang des Touristenstädtchens Viñales ruft ein Plakat zu «Revolución!» auf. Aber kein ausländischer Besucher muss erschrecken, die Revolution ist altersschwach und ermattet nach 57 Jahren. Am Rande des Hauptplatzes der im französischen Kolonialstil erbauten Stadt Cienfuegos trinken Touristen Coca-Cola und rauchen Lucky Strike. Selbst das Handelsembargo ist unsichtbar geworden: Längst sind die USA der grösste Lebensmittelexporteur und der drittgrösste Handelspartner Kubas geworden. Am Horizont der riesigen Bucht von Cienfuegos erhebt sich ein Kuppelbau. In ihm hätte das erste AKW Atomstrom erzeugen sollen, doch 1992 wurde auch dieser Plan aufgegeben; seither unterhält eine kleine Heerschar von Staatsbediensteten ein vor sich hin rostendes Mausoleum der «energetischen Revolution».

Niemand weiss, wie viele Hunderttausende Angestellte bei kubanischen Staatsfirmen in

Lohn und Brot stehen, die längst unsichtbar geworden sind oder nur noch als sichtbare Ruinen existieren. Enrique etwa bezieht nicht nur seit fünf Jahren weiterhin sein Gehalt als Chauffeur, sondern benützt auch bis heute den Firmenwagen eines Betriebs, der ansonsten nicht einmal mehr auf dem Papier besteht. Ursprünglich hat Enrique Maschinenschlosser gelernt und sogar einen Fortbildungskurs im ehemaligen sozialistischen Bruderland Polen absolviert. Aber nach dem Zusammenbruch des Ostblocks merkte er schnell, dass eine Tätigkeit als Fahrer viel gewinnbringender und angenehmer ist, da bis heute auf Kubas Strassen lediglich rund 600 000 Personenwagen zirkulieren – davon ist mehr als die Hälfte in Staatsbesitz, bei einer Gesamtbevölkerung von über elf Millionen Einwohnern.

Kubas Industrie ist weitgehend unsichtbar geworden, daher müssen faktisch alle Produk-

te des täglichen Gebrauchs importiert werden. Darum kümmert sich der sozialistische Staatsbetrieb Cimex (Cuban Import-Export Corporation). Allerdings ist auch hier der Sozialismus unsichtbar geworden, der Monopolist, der die Warenbewegungen auf die Insel und von der Insel kontrolliert, ist eine «Panama-S.A.», eine Aktiengesellschaft nach panamaischem Recht. Kubas Import-Preispolitik ist einfach: Durchschnittspreis des Produkts in Zentralamerika oder in den USA, multipliziert mit dem Faktor 2,4. So kostet ein im tropischen Klima fundamental wichtiger Kühlschrank mittlerer Grösse um die tausend CUC (Peso Convertible), rund tausend Franken. Auch die kubanische Armee ist weitgehend unsichtbar geworden, beherrscht aber genauso unsichtbar das gesamte Wirtschaftsleben. Cimex wird von Militärs geleitet, der Tourismus-Dienstleister Gaviota ebenso wie der

Gigant Cubanacán, beides ebenfalls Aktiengesellschaften mit Rechtssitz in Panama.

Dolce & Gabbana, Ray-Ban

Unsichtbar geworden ist auch der Wert des Geldes. Zurzeit existieren noch zwei Währungen auf der letzten Insel des Surrealismus, der kubanische Peso und die Anfang der neunziger Jahre eingeführte Touristenwährung CUC. Der Wechselkurs hat sich nach anfänglichen gewaltigen Schwankungen auf 25 Pesos für einen CUC stabilisiert. Der CUC ist im Prinzip konvertibel; auch Kubaner können ihn eintauschen und theoretisch in jede beliebige ausländische Währung, inklusive US-Dollar, zu staatlich festgelegten Kursen umwechseln.

Allerdings ist der CUC ausserhalb Kubas, abgesehen von Schwarzmärkten in Miami und anderswo, nicht handelbar. Das offizielle Durchschnittseinkommen eines staatlich angestellten Kubaners beträgt 650 kubanische Pesos, also 26 CUC oder Franken. Ein Pfund Reis kostet auf den Bauernmärkten, auf denen sich jeder Kubaner versorgen muss, wenn die wenigen auf seiner Rationierungskarte subventionierten Lebensmittel nach einer Woche erschöpft sind, mindestens 6 Pesos, Bohnen bis zu 15 Pesos, Schweinefleisch oder frisches Gemüse wie Tomaten bis zu 25 Pesos – pro Pfund notabene. Eine vierköpfige Familie, die sich anständig ernähren will, braucht dafür 200 CUC im Monat, 5000 Pesos.

Da dennoch kein einziger Kubaner Hunger leidet, obwohl man teilweise von Mangelernährung sprechen muss, essen die Inselbewohner also unsichtbare Lebensmittel. Ein Paar minderwertige Tennisschuhe kostet mindestens 12 CUC, Hosen von 20 CUC aufwärts, das traditionelle Hemd, die «Guayabera», ebenfalls. Einmal Einkleiden entspricht also zwei Monatsgehältern. Dennoch sieht man keinen einzigen in Lumpen gehüllten Kubaner; im Gegenteil, vor allem Jugendliche legen grossen Wert auf Labels und Marken, blütenweisse Reeboks oder Nikes sollten es schon sein, ergänzt um modisch dekorierte und künstlich zerrissene Jeans im *shabby chic*-Look. Das wird gerne zu einem Dolce-&-Gabbana-Shirt getragen, abgerundet mit einer Ray-Ban, glitzernden Kettchen und Ketten und einer funkelnden Uhr, allerdings meistens gefälscht. Also kleiden sich die Kubaner aus unsichtbaren Quellen ein.

Nachbarschaftliche Solidarität? Vorbei

Unsichtbar geworden sind auch alle Werte, auf deren Einhaltung die ansonsten unsichtbare Kommunistische Partei Kubas in den vier staatlichen TV-Sendern und in ihrem Zentralorgan *Granma* unablässig besteht. Mehr Moral, mehr revolutionäre Tugend, mehr Planerfüllung, dabei sind die klassischen Fünfjahrespläne längst abgeschafft. Selbst die *zafra*, die Zuckerrohrrente, findet grösstenteils unsichtbar statt. Früher waren die jährliche *zafra* und der dadurch mög-

liche Export Grundpfeiler der kubanischen Wirtschaft. Heute reicht es noch knapp für die Deckung des Eigenbedarfs – und auch das nicht immer. Kurz nach Beginn des diesjährigen Raffinerieprozesses musste eine der grössten *centrales*, Zuckerfabriken, für 92 Stunden den Betrieb einstellen. Die Turbinen für den Betrieb der uralten Mahlwerke waren nur unsichtbar generalüberholt worden.

Fein funktioniert aber das Mahlwerk, das viele menschliche Werte zu Staub werden

Fein funktioniert das Mahlwerk, das viele menschliche Werte zu Staub werden lässt.

lässt. Gegenseitige Hilfsbereitschaft, auf Geben und Nehmen beruhende Netzwerke, nachbarschaftliche Solidarität: vorbei, verweht. Man gönnt sich gegenseitig nichts, beneidet den, der dank Familie im Ausland oder dank Zugang zum Touristenbereich über mehr verfügt. Es wird gestohlen, betrogen, abgezockt. Bekommt der lokale Staatsmonopol-Laden auf dem Land endlich mal wieder eine Lieferung Seife, Shampoo oder Waschmittel, räumen mit etwas Startkapital bewaffnete Kubaner die Regale leer – und verkaufen die Produkte mit Aufschlag auf der Strasse.

Je nach Wohnquartier, je nach Allgemeinzustand eines Hauses, je nach vermuteter Finanzkraft des Hausbesitzers werden für die gleichen Dienstleistungen unterschiedliche Preise verlangt. Kein Schreiner, kein Sanitärinstallateur, kein Elektriker will dort arbeiten, wo die breite Unterschicht wohnt. Da gibt es nichts zu verdienen. Deshalb werden Touristen in Alt-Havannagernedurch die zentrale Fussgängerstrasse,

die Calle Obispo, und dann durch die einzige renovierte Gasse zur Plaza Vieja, ebenfalls renoviert und herausgeputzt, geführt. Aber wer sich in die Nebenstrassen verirrt, der sieht real existierende Tristesse. Eigentlich sind über sechzig Prozent der Bausubstanz von Habana Vieja offiziell für unbewohnbar erklärt. Nur weiss niemand, wohin die Bewohner denn umgesiedelt werden sollten, und sich unsichtbar in Luft auflösen können sie auch schlecht.

Aber es gibt noch etwas, was in Kuba unsichtbar ist, weil es nicht existiert. Depression, Hoffnungslosigkeit, rebellischer Unmut. Selbst Fidel Castro ist beinahe unsichtbar geworden, nachdem er von 1959 bis 2006 die Insel diktatorisch, omnipräsent und mit seinem magischen Charisma regiert hatte. Sein Bruder Raúl bemüht sich seither so verzweifelt wie erfolglos, die kubanische Wirtschaft, die zu einem Trümmerhaufen geworden ist, wieder in Schwung zu bringen. Über zehn Milliarden Dollar ausländische Investitionen sollten dazu beitragen, den vom brasilianischen Staat finanzierten Tiefseehafen Mariel mitsamt eigener Freihandelszone zu amortisieren. Die Wirkung der Milliarden-Finanzspritze blieb unsichtbar, in Mariel legen nur unsichtbare Schiffe an, in der Freihandelszone werden unsichtbare Geschäfte getätigt.

Der neue Mensch

Zum 57. Mal jährte sich der «Triumph der Revolution», den der kubanische Schriftsteller Miguel Barnet mit feiner Subversivität als den Tag beschreibt, an dem er mit der grössten Freude seines Lebens auf die Strasse stürmte, mit einer Freude, die die nachfolgenden Generationen «nicht mehr verstehen können». Nicht nur die alte Revolutionsgarde um den 88-jährigen Fidel und den 84-jährigen Raúl Castro steht an der



Bezaubernde Versifftheit.



Auswandern oder abhauen: Studentinnen mit kostenfreier Ausbildung.

Schwelle zum Tod, auch die erste Generation von Kubanern, die es nach 1959 tatsächlich als Ehre empfand, wie das Che Guevara in unüberbietbarem Zynismus formulierte, in Zeiten zu leben, die jedem «schwere Opfer» auferlegt.

«Wenn eine Handvoll Guerilleros einen von den USA unterstützten Diktator verjagen kann», dachte man damals, «was soll da noch unmöglich sein?» Der neue Mensch, die neue Gesellschaft, Brüderlichkeit, Humanismus, die Befriedigung aller materiellen und geistigen Bedürfnisse, die Errichtung eines tropischen Paradieses vor der Nase der USA, wo keine Not, keine Unterdrückung, keine Ausbeutung mehr herrscht. Die Erniedrigten und Beleidigten, direkte Nachfahren von Sklaven oder Kolonialisierte, können endlich selbstbestimmt und selbstbewusst leben.

Allerdings, das Erreichen dieses Ziels fordert Opfer, schon bald ist klar, dass die Revolutionsgeneration selbst das Paradies nicht mehr erleben wird. Aber dafür die nächste Generation, ganz bestimmt. 1989, als das Sowjetimperium zusammenbricht, zeigt sich allerdings, dass auch die zweite Generation ihr Leben mit Opfern verbringen muss, der Weg zum Paradies wird immer länger.

Aber ein kubanischer Jugendlicher, der in diesem Jahrtausend geboren wurde, also die dritte Generation, glaubt weder an die Notwendigkeit von weiteren Opfern noch an das Erreichen des Ziels einer gerechten und humanen Gesellschaftsordnung. Die Kämpfe seiner Grosseltern gehören für ihn zu einer weit entfernten Vergangenheit. Das entbehrungsreiche Leben seiner Eltern, die dank der Revolution den Analphabetismus überwand, aber niemals auskömmlich die Früchte ihrer Anstrengungen geniessen konnten, ist ihm

längst kein Vorbild mehr. Revolutionäre Werte sind für ihn unsichtbar geworden.

Unerbittliche Realität

Wozu das immer noch existierende kostenfreie Bildungssystem benützen? Um anschliessend Arzt, Architekt, Ingenieur oder Wissenschaftler zu werden und wie die Eltern vielleicht tausend Pesos, vierzig Franken, im Monat zu verdienen? Zweimal einem Touristen eine Kiste gefälschter Zigarren andrehen, zwei Tage in einem Hotel Koffer schleppen und Trinkgelder kassieren, das generiert die gleichen Einnahmen.

Die meisten kubanischen Jugendlichen sehen heute nur zwei Wege, die zum gleichen Ziel führen: entweder die Möglichkeiten des kostenfreien Ausbildungssystems ausnützen und dann abhauen – oder gleich auswandern. Die anspruchsvollste Alternative ist: in Kuba bleiben und mit der Unterstützung ausländischer Familienangehöriger ein privates Geschäft eröffnen. Allerdings immer am Rande der Legalität und mit einem Bein im Gefängnis, weil niemand alle üppig wuchernden Vorschriften, Gesetze und Reglemente befolgen kann, die die Staatsbürokratie weiterhin ausbrütet.

Gefährlich macht diesen Weg auch, dass in Kuba weiterhin keine Rechtssicherheit herrscht. Es wäre ein tollkühnes Unterfangen, gegen eine staatliche Entscheidung vor einem staatlichen und keineswegs unabhängigen Gericht Einspruch zu erheben, so willkürlich oder schlichtweg falsch und illegal sie auch sein mag.

Ein Traum, der nicht in Erfüllung gegangen ist, wird zum Albtraum. Eine traumhafte Revolution, angeführt von einem charismatischen, unermüdlichen und überlebensgrossen Comandante en Jefe, bunt, lebensfroh, voller Elan, ist zu einem grauen Schatten ihrer selbst

geworden. Die Anzahl der Fehler, die im Verlauf dieser 57 Jahre begangen wurden, ist einfach zu gross, als dass es noch Hoffnung auf Rettung geben könnte. Aus den anfänglichen Träumen wurden Illusionen, die dann an der unerbittlichen Realität, dass alles Neue und Schöne nur funktioniert, wenn es mit einer florierenden Wirtschaft unterfüttert ist, zerschellten. Trotz Milliardenangaben bis zum Untergang des Ostblocks, trotz Milliardenangaben aus Venezuela seit der Jahrtausendwende ist es Kuba bis heute nicht gelungen, aus eigener Kraft eine nennenswerte Wertschöpfung zustande zu bringen.

Deshalb ist die Insel des real existierenden Surrealismus in einer Tragödie gefangen. Niemand wird den Kubanern wünschen wollen, dass es noch lange so weitergeht wie bisher, dass sich das Regime an der Macht hält. Niemand wird den Kubanern wünschen wollen, dass das Regime zusammenbricht, denn da es keinen dritten Weg gibt, würde das die Rückkehr zu vorrevolutionären Zuständen bedeuten – im schlimmsten Fall zu einem zweiten Puerto Rico führen, einem weiteren gescheiterten Staat.

Trotz allem gegenteiligen Propagandagedöns sind in erster Linie die USA an stabilen Verhältnissen auf Kuba interessiert. Obwohl sie absurde Gesetze erlassen haben, die eine Aufhebung der bis heute existierenden schmerzlichen Handelsblockade mit sogenannten freien Wahlen und einer Demokratisierung Kubas verknüpfen, fürchten selbst konservativste US-Parlamentarier nichts mehr als einen Zusammenbruch der staatlichen Ordnungsmacht auf der Insel. Das weitere absurde Gesetz, wonach jeder Kubaner, der trockenen Fusses US-Territorium betritt, automatisch Asyl, staatliche Sozialhilfe und nach einem Jahr die volle Niederlassungsbewilligung bekommt, würde chaotische Verhältnisse, vielleicht sogar einen Bürgerkrieg bewirken. Innert Tagen könnten Hunderttausende von Kubanern in die USA flüchten. Zudem müssten die USA Multimilliarden in die weitgehend verrottete Infrastruktur Kubas investieren, um ein Ausbluten der Insel zu verhindern.

Welch ein Widerspruch

Also besteht die doppelte Tragödie Kubas darin, dass niemand, nicht einmal der grösste Feind des herrschenden Regimes, dessen Sturz will – ausser ein paar unbelehrbare Dummköpfe innerhalb der exilkubanischen Gemeinde in Miami, die aber auch zunehmend vor ihrem schrecklichsten Feind, dem Alter, kapitulieren müssen.

Es müsste sich auf Kuba vieles ändern, damit alles so bleiben kann, wie es ist. Da sich aber nichts ändert, kann es nicht so bleiben. Welch ein Widerspruch, der mit keiner Dialektik der Welt aufgelöst werden kann.

René Zeyer ist Journalist und Buchautor in Zürich. Er war mehrere Jahre lang NZZ-Korrespondent in Havanna.



Wellness im «Cocon Thai Spa»

Thailand-Zauber am Hallwilersee

Am liebsten würden Sie sofort nach Thailand fliegen und sich nach allen Regeln der Kunst verwöhnen lassen? Sparen Sie sich die Reise – und erleben Sie einen authentischen Wellness-Aufenthalt im «Cocon Thai Spa» im Seerose Resort & Spa am Hallwilersee!

Gönnen Sie sich eine Auszeit vom hektischen Alltag und tauchen Sie ein in eine Oase der fernöstlichen Entspannung. Traditionell ausgebildete Thailänderinnen sorgen im «Cocon Thai Spa» mit ihrer Herzlichkeit und ihrem jahrtausendealten Wissen für rundum perfektes Wohlbefinden.

Die hochwirksamen Bäder, Rituale und Schönheitsbehandlungen beruhen auf dem Gleichgewicht der vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde – von der traditionellen Thai-Massage bis zu Kräuterstempel-Behandlungen mit betörenden Düften nach Zitronengras und Galgant. Der authentische Thai-Wellness-Bereich ist umgeben von thematischen Saunen und einem Pool mit Seesicht. Für harmonische Momente zu zweit sorgt das romantische «Ayutthaya Private Spa». Auch kulinarisch werden Sie auf höch-

tem Niveau verwöhnt: mit einem 4-gängigen Royal-Thai-Menü im weitherum bekannten Restaurant «Samui-Thai». Beim exklusiven Champagner-Apéro in der Küche blicken Sie den Köchen über die Schultern und erfahren einiges über die Geheimnisse der thailändischen Koch- und Schnitzkunst.

Zur Verfügung steht Ihnen auch das Restaurant «Cocon», wo sich asiatische und schweizerische Menükreationen auf neuartige Weise vereinen. Und im Restaurant «Seerose» geniessen Sie die ausgezeichnete schweizerisch-französische Küche und den traumhaften Blick auf den Hallwilersee.

Den Tag lassen Sie in dem mit Thai-Blüten geschmückten Hotelzimmer ausklingen, ganz nach Buddhas Motto: «Nur im ruhigen Teich spiegelt sich das Licht der Sterne.»

Platin-Club-Spezialangebot

Wellness-Aufenthalt im «Cocon Thai Spa», Seerose Resort & Spa, am Hallwilersee

Leistungen:

- Zwei Übernachtungen inkl. Verwöhpension und Frühstück vom Buffet
- Willkommens-Apéro
- 4-gängiges Royal-Thai-Menü im Restaurant «Samui-Thai»
- 1 Flasche Drappier-Champagner
- Freie Benutzung des «Cocon Thai Spa» inkl. Elemente-Drink
- Traditionelle Thai-Massage (60 Minuten)
- Gratis-Aussenparkplatz und WLAN

Spezialpreise:

Fr. 536.– pro Person im DZ «Lake»
Fr. 696.– pro Person in der Junior-Suite Süd

Buchung:

Telefonisch unter 056 676 68 68 oder per E-Mail an hotel@seerose.ch. Bitte das Stichwort «Platin-Club» angeben. Das Angebot ist nach Verfügbarkeit gültig bis 31. Oktober 2016.

Veranstalter:

Seerose Resort & Spa, Seerosenstrasse 1, 5616 Meisterschwanden, www.seerose.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Drei Engel für Bibi

Ein Trio starker Frauen arbeitet an einem neuen Israel. Die Ziele und Methoden sind umstritten, aber die kessen und selbstsicheren Ministerinnen lassen sich nicht beirren.

Von Pierre Heumann

Miri Regev ist eine laute Person. Wenn sie zu ihren Rede-Marathons ansetzt, funkeln ihre Augen. Zieht sie vom Leder, greift sie alles an, was links oder liberal daherkommt. Differenziertes Argumentieren ist nicht ihr Ding. Lieber legt sie die provokative Kulturministerin mit der kulturellen Elite des Landes an. Von Künstlern verlangt sie zum Beispiel Loyalität gegenüber dem Staat; wer ihn kritisiert, dem droht sie mit Subventionskürzungen.

Die 51-jährige Mutter von drei Kindern, ehemalige Armeesprecherin im Rang eines Brigadegenerals und Spross einer marokkanischen Einwandererfamilie, hat ihre eigenen Vorstellungen von Kultur. Nein, Tschchow habe sie noch nie gelesen, sagte sie zum Beispiel einmal in einem Interview. Und für klassische Musik oder Opern würde sie sich nicht begeistern können. Die Kulturministerin zettelt einen Kulturkrieg an, werfen ihr Kritiker vor.

Doch das greife zu kurz, widerspricht Nahum Barnea, einer der führenden israelischen Kolumnisten, und weist auf das Aufeinanderprallen politischer und sozialer Werte unterschiedlicher Gruppen hin. Das Denken der Ministerin reflektiere eine Machtverschiebung in der israelischen Gesellschaft, die derzeit stattfindet, sagt auch der Politologe und Meinungsforscher Jeremy Saltan, der der nationalreligiösen Partei «Jüdisches Haus» nahesteht. Interner Zoff hat stets zur Dynamik Israels gehört. Jetzt werden die Gegensätze aber offener und lauter ausgetragen.

Israelis mit Wurzeln im Orient

Im Gegensatz zu den ersten Jahrzehnten nach der Staatsgründung gibt es in Israel keine klare homogene Mehrheit mehr. Einst bestimmten die aus Europa stammenden Juden die Identität des Staates. Inzwischen haben Bevölkerungsgruppen, die einst an der gesellschaftlichen Peripherie waren, zahlenmässig stark zugelegt.

Das alte Establishment bestand aus Liberalen, meist säkularen ost- oder mitteleuropäischen Juden, die typischerweise in der Metropole Tel Aviv wohnen. In den Gründerjahren hatten sie die Politik und das kulturelle Leben dominiert, sie stellten Richter und Professoren. Diese Aschkenasen werden sukzessive aus ihren Positionen verdrängt. Das ist weder ein Putsch noch eine Revolution – aber es schafft ein neues Klima. In Leitfunktionen streben jetzt Israelis mit Wurzeln im Orient, die in der Regel traditionell und religiös sind, zudem oft

in Randgebieten leben. Diese Gruppe der sogenannten Sepharden will nicht nur in der Politik und im Militär, sondern auch in der Kultur und in der Justiz mitreden und mitgestaltend wirken.

Was die Aschkenasen im vergangenen Jahrhundert an Institutionen geschaffen haben, damit können sich die Sepharden nicht voll identifizieren. Sie werfen diesen Institutionen vor, parteisch zu sein, weil sie darauf aus seien, liberale und säkulare Werte zu festigen. Das gehe auf Kosten ihrer Präferenzen für Traditionen und Religion.

Die alte Elite verliert an Einfluss. Ihr prozentualer Anteil an der Bevölkerung hat abgenommen, gleichzeitig gingen auch ihr kul-

Künstlern, die den Staat kritisieren, droht Kulturministerin Regev mit Subventionskürzungen.

turelles Gewicht und ihr gesellschaftliches Ansehen zurück. Die Aschkenasen stossen auf jenes Misstrauen und auf jene Ablehnung, mit denen abdankende Eliten eben konfrontiert sind. Von den rund sechs Millionen Juden, die in Israel wohnen, sind annähernd die Hälfte sephardischer Abstammung, eine Million ist in den 1990er Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion eingewandert. Die Zahl der religiösen Juden nimmt zu, und ihre Geburtenrate ist höher als bei den säkularen Juden.

Auf die sephardische Skepsis gegenüber aschkenasischen Werten baut Regierungschef Benjamin Netanjahu seine Macht. Seine Wahlerfolge sind zu einem grossen Teil zustande gekommen, weil orientalische Juden ihm und seinen Koalitionspartnern mehr vertrauen als der alten Elite, die sich vor allem in linken Parteien sammelt. Netanjahu, seine Vorgänger Menachem Begin und Ariel Scharon sowie seine rechten Partner besiegten die Mitte-links-Parteien seit 1977 in zehn von zwölf Wahlen.

Um eine Mehrheit bilden zu können, musste Netanjahu allerdings stets Parteien aus dem linken oder liberalen Spektrum berücksichtigen. «In all den Jahren, in denen Netanjahu an der Macht war, ist es ihm deshalb nicht gelungen, die alte Elite vollkommen in die Knie zu zwingen», sagt Politologe Saltan, der in Meinungsumfragen regelmässig die Popularität von Politikern und Parteien ermittelt. Erst seit den letzten Wahlen ist Netanjahus Koalition einigermaßen homogen rechts.

«Auf aschkenasische Präferenzen muss er keine Rücksicht mehr nehmen», so Saltan.

Mit fast schon plump-provokativ anmutendem Stolz trägt die Likud-Frau Regev ihre Respektlosigkeit gegenüber «aschkenasischer» Kultur zur Schau, mit der sich jüdisch-europäische Israelis identifizieren. Auch jene, die noch nie im Theater oder im Kino gewesen seien, könnten kultiviert sein, meinte sie. Sie hingeliebt die Songs der Sepharden und Klänge made in Israel. Deshalb will sie staatliche Radiostationen dazu anhalten, auf ihren Playlists mehr israelische und sephardische Musik zu berücksichtigen als bisher. Linksliberale Stimmen bezeichnen Regev abschätzig als Israels «Trump in High Heels» (*Haaretz*). Sie repräsentiere ein Israel, das sich von den Werten der alten, Europa-affinen Kultur und dem Einfluss der zunehmend marginalisierten Linken lösen wolle.

Giftigeres Umfeld

Das reiche und vibrierende Kulturleben ist damit freilich nicht gefährdet. Aber die Debatte, was Kunst ist, darf und soll, findet in einem giftigeren Umfeld als früher statt. Regev wird beim Umbau von der Justizministerin unterstützt: Ajelet Schaked. Die attraktive 39-Jährige ist zwar nicht Mitglied des Likud. Aber sie ist mit Netanjahu politisch eng verbunden. Während zweier Jahre, von 2006 bis 2008, war sie seine Büroleiterin. Dann folgte sie dem Ruf von Naftali Bennett, dem Chef der nationalreligiösen Partei «Jüdisches Haus», wo sie, obwohl säkular, gleich in Spitzenpositionen gewählt wurde.

Schaked profilierte sich seit ihrer Ernennung zur Justizministerin mit Gesetzesvorstössen, die sie im Nu auch ausserhalb der Landesgrenzen bekannt machten. Sie setzt sich zum Beispiel für ein Gesetz ein, laut dem NGOs, die mehr als die Hälfte ihrer Mittel von ausländischen Regierungen erhalten, die Herkunft ihrer Gelder angeben müssen. Weil ausländische Regierungen, «vor allem europäische», eingesehen hätten, dass sie mit ihrer Diplomatie Israel nicht beeinflussen könnten, würden sie einen anderen Weg wählen, um auf Israel einzuwirken, begründet Schaked den Sinn des Gesetzes: «Sie überweisen grosse Summen an radikale linke Organisationen.» Dazu zählt sie unter anderem die Boykottbewegung BDS, die weltweit zu einer Ächtung israelischer Produkte aufruft, oder die Gruppe «Breaking the Silence» von Ex-Soldaten, die der Armee



«Trump in High Heels»: Kulturministerin Regev, Premierminister Netanjahu.



Gegen juristischen Aktivismus: Justizministerin Schaked.



Forsch und unverblümt: stellvertretende Aussenministerin Hotovely.

unethisches Verhalten gegenüber Palästinensern vorwerfen. Transparenz über die Herkunft der Mittel sei für das Funktionieren einer Demokratie notwendig, sagt Schaked. Als Justizministerin wehrt sie sich auch gegen den juristischen Aktivismus, also dagegen, dass alles, selbst politische Fragen, vor Gericht gelöst werden können. Das stört sie, denn (noch) sind die Richter überwiegend Aschkenasen.

Zu Bibis Engel-Trio gehört schliesslich Tzipi Hotovely, die 37 Jahre junge stellvertretende Aussenministerin. (Das Amt des Aussenministers hat Netanjahu für sich reserviert.)

Die Likud-Politikerin äussert sich zwar gelegentlich so forsch und unverblümt, dass es dem Premier zu bunt wird. Als die Hardlinerin zum Beispiel vor laufenden Kameras von ihrem Traum erzählte, die israelische Fahne auf dem Tempelberg flattern zu sehen, gab es Zoff mit Netanjahu. Davon könne keine Rede sein, widersprach der Premier seiner Nummer zwei sinngemäss. Er wollte mit seinem Dementi Ängste der Araber zerstreuen, dass Israel auf dem Hügel, der auch den Muslimen heilig ist, einseitig Schritte unternehme.

Miri Regev, Ajelet Schaked, Tzipi Hotovely: Für Saltan, den Politologen und Schaked's Parteigenossen, haben sie einen klaren Auftrag. Der Premier schicke diese Frauen als seine drei Engel vor, damit sie das Land als treibende und bewegende Macherinnen in seinem Sinne veränderten. Sie sollen Netanjahu helfen, weitere Bastionen der aus Europa stammenden Juden zu erobern und die neue sephardische Elite einzusetzen, die religiöser und traditioneller denke. Das reflektiere nichts anderes als die neuen Realitäten in Israel. ○



«Ich wünsche der AfD Glück»: Jobbik-Chef Vona.

«Der Grenzzaun war unsere Idee»

Die ungarische Jobbik-Partei gehört zu den politischen Kräften der obersten Giftklasse in Europa. Gegen diese Vorwürfe wehrt sich Parteichef Gábor Vona. Er fordert Volksabstimmungen und plädiert für einen freundlichen Umgang mit dem Islam. *Von Boris Kálnoky*

Herr Vona, denken Sie immer noch, dass der Islam die letzte Hoffnung des Konservatismus ist?

(Denkt nach)

Oder haben Sie das gar nicht gesagt?

Doch, ich habe das einmal im Zusammenhang mit der Globalisierung gesagt, dass der Islam im Ringen dagegen eine letzte Festung sein könne. Und ich finde es weiterhin wichtig, die Probleme um die Flüchtlingskrise und den Islamischen Staat nicht mit dem Islam zu vermischen. Ich respektiere alle Weltreligionen, den Islam auch. Als Christ bestrebe ich mich, Dialoge mit allen zu führen. Aber es ist ein Fakt, dass die jetzige Situation den Dialog zwischen christlicher und muslimischer Kultur erschwert, und ich fürchte, ein grosser Konflikt zwischen den beiden Kulturen wird unvermeidlich sein. Das wäre gegen jede Vernunft, aber ich fürchte wirklich, dass es so kommen wird.

Samuel Huntington hatte also recht mit seinem «Zusammenprall der Zivilisationen»?

Ja, es sieht danach aus. Aber Ungarn sollte sich aus dieser Debatte möglichst heraushalten – das eigene Land schützen, aber nicht teilnehmen an diesem Konflikt.

Sie sind in Europas rechtem Lager einzigartig mit dieser islamophilen Einstellung. Ist das der Grund, warum Sie als einzige rechte Partei in Europa bislang aus der Flüchtlingskrise kein Kapital schlagen konnten?

Diese Einstellung zum Islam hat mehr mit mir zu tun als mit der Partei. Wir vertreten keine bestimmte Haltung zum Islam in unserem Programm.

Sie aber schon, im Gegensatz zur Partei – ein interner Konflikt also?

Nicht alle sind mit mir einverstanden. Die TV-Nachrichten zum Thema sind ja auch alle negativ. Ich kenne aber diese Länder und sehe es differenzierter.

Die ungarische muslimische Gemeinde erwähnt enge Bindungen zu Ihnen: Muslime als Jobbik-Mitglieder, sogar in der einstigen «Ungarischen Garde», und Jobbik-Mitglieder, die zum Islam konvertierten.

Da mag es einige Fälle gegeben haben, alles in allem stellte sich bei uns nie die Frage, wer welcher Religion angehört. Es gab in Ungarn auch nie Konflikte zwischen einheimischen Muslimen und der Mehrheitsgesellschaft.

Zu Ihrer freundlichen Haltung in Sachen Islam kommt seit einiger Zeit das Bemühen, vom Stigma «rechtsradikal» wegzukommen und zu einer gemässigten konservativen Volkspartei zu werden. War das nicht eine falsche Entscheidung? Überall in Europa sind rechtsradikale Parteien auf dem Vormarsch, nur Jobbik nicht, und die grossen Volksparteien leiden, nur Ungarns regierende Fidesz nicht.

Das ist deswegen, weil Ministerpräsident Viktor Orbán die Flüchtlingskrise anders gehandhabt hat als alle anderen. Er hat unsere Politik zu seiner eigenen gemacht und umgesetzt. Hätte er es gemacht wie Bundeskanzlerin Merkel, dann hätte Jobbik profitiert. Wir waren ja in allen Umfragen im Aufwind, bis die Flüchtlingskrise kam. Orbán verstand, dass er handeln musste, sonst hätten wir die Oberhand gewonnen.

Haben Sie ihm angesichts Ihrer neuen Ambitionen, moderat aufzutreten, nicht das Feld überlassen?

Wir hatten keine andere Wahl, als das zu tun, was wir sowieso getan hätten. Der Grenzzaun war unsere Idee, schon Ende 2014, ebenso die Einbindung der Armee in den Grenzschutz. Orbán macht Jobbik-Politik. Und die Wähler suchen in der Krise Schutz bei der Regierung. Aber das wird nicht von Dauer sein, bis zu den Wahlen 2018 werden andere Themen in den Vordergrund treten.

Halten wir fest: Sie sind einverstanden mit Orbáns Flüchtlingspolitik?

Ja. Es ist ja unsere Politik.

Vor kurzem verteilte eine Jobbik-nahe Gruppe Tränengas an Frauen in Wien, zum Schutz gegen böse Ausländer. Vorbild für die Aktion war ganz offensichtlich die deutsche Pegida. War das nicht Hetze gegen Muslime? Und was suchen Sie überhaupt in Wien?

Das war nicht Jobbik, sondern eine Gruppe namens Alpha, und die Aktion war nicht islamophob, sondern eine Reaktion auf die Ereignisse in Köln.

Da wurden aber Flugzettel verteilt, unterschrieben von Ihrer Vizevorsitzenden Enikő Hegedüs.

Kann sein, dass sie zu den Unterschreibern gehörte.

Warum Wien?

Das müssen Sie die Organisatoren fragen, Jobbik hat damit nichts zu tun.

In Österreich wird die FPÖ immer stärker, aber dort feiert man Orbán, obwohl geistig die Nähe zu Jobbik vielleicht grösser ist. Wie denken Sie über die FPÖ?

Wir haben nur informelle Beziehungen mit örtlichen Vertretern, keine Beziehungen auf der Führungsebene. In Österreich ist die Migrationskrise ein grösseres Problem als bei uns. Aber uns ist gemein, dass wir mehr nationale Eigenständigkeit in Europa wollen.

Und die Alternative für Deutschland (AfD)? Ein potenzieller Partner für Sie?

Wir sind sehr offen gegenüber der AfD. Ich beobachte sie mit viel Interesse. Wir haben keine offiziellen Beziehungen, ich wäre aber durchaus interessiert daran, solche aufzubauen. Deutschland braucht neue

politische Gedanken und Kräfte. Im 21. Jahrhundert ist das alte CDU/SPD-Zweiparteiensystem überholt. Ich wünsche der AfD Glück, und vielleicht können wir uns besser kennenlernen.

Anderen in Deutschland wird dieser Glückwunsch wenig gefallen.

Wir brauchen gute Beziehungen mit Deutschland, egal, wer dort regiert, weil die ungarische und die deutsche Wirtschaft in vielen Sektoren eng miteinander verbunden sind. Das motiviert uns zu Gegenseitigkeit und Partnerschaft. Wir wollen gute Beziehungen mit allen massgeblichen Kräften in Deutschland und hoffen, dass die Akzeptanz uns gegenüber dort mit der Zeit besser wird.

Was halten Sie von Merkels Flüchtlingspolitik? Wird sie deswegen stürzen?

Ja. Ich fürchte schon. Obwohl – grosse Politiker kommen immer wieder auf die Beine, man darf sie nicht unterschätzen. Es ist respektgebietend, wie Merkel Deutschland durch die Wirtschaftskrise gebracht hat. Ich würde derzeit aber kein Geld auf sie wetten. Ihr bislang stets verlässlicher politischer Instinkt hat sie verlassen, sie ist in dieser Situation zur Dogmatikerin geworden.

AFD-Chefin Frauke Petry will Polizisten notfalls auf Flüchtlinge schiessen lassen. Sie auch?

Grenzer haben Waffen. Wo der Gebrauch nötig ist, in Abwehrsituationen, gehört das zum Denkbaren. Wir hatten das auch bei uns in Ungarn unterstützt und dabei auch einen potenziellen Waffeneinsatz in Kauf genommen, als wir vorschlugen, die Armee an der Grenze einzusetzen.

In der Schweiz triumphiert die konservative, von vielen rechtspopulistisch genannte SVP. Auch ein Partner für Sie?

Auch da haben wir nur informelle Kontakte, ich hätte aber sehr gerne auch offizielle



«Keine andere Wahl»: Jobbik-Anhänger.

Beziehungen zur SVP. Ihre Erfolge sind nicht zufällig, die scheinen etwas richtig zu machen. Ich mag auch die Neutralität der Schweiz und ihren wirtschaftlichen Erfolg, obwohl sie nicht zur EU gehört.

Wollen Sie es ihr nachmachen und Ungarn aus der EU und aus der Nato herausholen?

Nein, auf keinen Fall.

Seltsam – alles Parteien, die wie die Ihre als rechtspopulistisch stigmatisiert werden, AfD, FPÖ, SVP, und doch unterhalten Sie zu keiner von ihnen Beziehungen. Auch nicht zur polnischen Partei «Recht und Gerechtigkeit» (PiS): Nun jubeln aber alle Orbán zu. Ist er der Wortführer der europäischen Nationalkonservativen geworden?

Das ist eine neue Erscheinung, dass all diese Parteien plötzlich Orbán lieben. Es ist ein Ergebnis der Flüchtlingskrise. Ich glaube, seine Popularität wird wieder abnehmen. Was Polen und die PiS betrifft: Wir wollen in erster Linie mit den westlichen Ländern und Parteien gute Beziehungen aufbauen.

Sie sind bekannt für Ihre guten Beziehungen zur Türkei. Befürworten Sie die Politik der dortigen Regierung? Von ihr hängt ja jetzt viel ab in der Flüchtlingskrise.

Ankaras Aussenpolitik ist nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Ministerpräsident Davutoglu hatte doch anfangs verkündet, «null Probleme mit den Nachbarn» zu haben – und hat jetzt Konflikte mit allen. In Syrien hat er grosse Fehler gemacht, und seither rennt er der Entwicklung hinterher. Dann gibt es da den immer explosiveren Kurdenkonflikt. Stabilität in der Türkei wird ein immer grösseres Problem, sie ist aber wichtig für Europa.

In einer Rede am 30. Januar haben Sie angekündigt, die Wahlen 2018 gewinnen zu wollen. Wie denn? Derzeit würde Orbán wieder haushoch gewinnen.

Seine Popularität kann rasch wieder abnehmen. Er ist ja nicht deswegen beliebt, weil er die Korruption bekämpft oder die schweren Probleme im Bildungswesen oder im Gesundheitssektor gelöst hätte. Ganz im Gegenteil. Diese Probleme werden über kurz oder lang in den Vordergrund treten, und da kann sich das Blatt dann rasch wenden. Wir wollen genau diese Themen betonen und die viereinhalb Millionen Haushalte in Ungarn dazu befragen.

Eine «nationale Konsultation»? Das ist doch eine Erfindung Orbáns!

Genau. Und das machen wir jetzt auch. Lieber hätten wir ein Referendum zu diesen Themen, aber das hat die Regierung durch Regeländerungen verhindert. Orbán weiss nämlich, wie gefährlich es für ihn wäre. Er hat einst als Oppositionsführer dasselbe Instrument verwendet und war damit erfolgreich. Jetzt fürchtet er sich davor. ○



«Er musste nicht modern sein – und war es trotzdem»: «Das Jüngste Gericht» von Hieronymus Bosch (um 1450–1516).



Heiter in die Verdammnis

Niemand hat Himmel und Hölle fantastischer und lustvoller abgebildet als Hieronymus Bosch. Wollte der Meister die christliche Morallehre hochnehmen? *Von Rico Bandle*

Zwischen Mühlsteinen werden die Sünder in Boschs Triptychon «Das Jüngste Gericht» (siehe links) zermalmt, andere gleiten auf einer übergrossen Messerklinge, hängen eingeflochten in einer Harfe oder werden von einem Riesen verspeist. Der Teufel hat in dieser Welt bereits die Herrschaft übernommen, ganz oben – auf dem Ausschnitt nicht zu sehen – thront Jesus, der über das Geschehen richtet. Es ist ein Bild, das Furcht und Schrecken darstellt, gleichzeitig aber heiter wirkt. Durch die fantasievollen Details, den übergrossen Schuh, die berittene Ratte oder die eigenartigen Wesen wie Kopffüssler und Reptilien mit Menschenköpfen erhält die Szenerie etwas Kindlich-Märchenhaftes.

Was trieb Hieronymus Bosch, den Meistermaler des Spätmittelalters, an? Nie war die Gelegenheit so gut wie heute, diesem rätselhaften Künstler auf die Spur zu kommen. Über die Jahrhunderte haben sich Boschs Werke über den Globus verstreut, sie hängen in den bedeutendsten Museen wie dem Louvre in Paris, dem Prado in Madrid oder dem Metropolitan Museum in New York. Anlässlich seines 500. Todesjahres ist es Boschs Heimatgemeinde 's-Hertogenbosch gelungen, einen Grossteil seines Gesamtwerks wieder zusammenzubringen: Während weniger Monate ist in der 145 000-Einwohner-Stadt die grösste Bosch-Ausstellung zu sehen, die es je gegeben hat, 20 der 25 erhaltenen Bosch-Gemälde sind versammelt, eine kleine Sensation. Die ganze Stadt ist in Fahnen gehüllt: «Welkom thuis, Jheronimus», steht überall, «Willkommen zu Hause, Hieronymus».

Einlass zu finden in diese einzigartige Schau, ist nicht ganz einfach. Die Tickets müssen reserviert werden und sind auf einen Zeit-Slot begrenzt, viele davon sind weit im Voraus ausverkauft. Doch die Reise in das schmucke Städtchen lohnt sich allemal.

Direkt ins Verderben

Wer es ins Het Noordbrabants Museum geschafft hat, der kriegt es gleich mit dem zentralen Thema des Künstlers zu tun: der Verführung des Menschen zu den Todsünden, zu Wollust, Völlerei, Verschwendung und Habgier. Die Kuratoren haben das «Narrenschiff» an den Anfang der Ausstellung gestellt: Eine Meute feiert ausgelassen auf einem Boot und

gibt sich den weltlichen Gelüsten hin. Wohin dieses Verhalten führt, darüber gibt es keinen Zweifel: direkt ins Verderben.

Viele Bilder Boschs starten links mit dem Paradies und führen über den sündigen Mittelteil in die Hölle, die rechts dargestellt ist. Dieser Weg, den die Ausstellungsmacher «Lebenspilgerschaft» nennen, scheint unausweichlich: Zwar wird meist ein Ausweg zum Himmel angedeutet – theoretisch ist ein Leben nach christlicher Moralvorstellung also möglich –, doch der Sog in Richtung Hölle ist bedeutend stärker. Alles strebt der Sünde zu, auf den Genuss folgt unweigerlich die Verdammnis.

Der Reiz der Hölle

In der Vergangenheit wurden Hieronymus Boschs Bilder gerne als Werk eines Mannes mit Wahnvorstellungen, eines genialen Spinners bewertet. Heute geht die Interpretation der Kunstwissenschaftler in eine andere Richtung: Die Gemälde seien streng durchdacht, jedes Element habe seine Bedeutung. So steht die Eule für Verführung, der vertrocknete Zweig für Torheit und Sündhaftigkeit, die Erdbeere für den Sinnesgenuss, der Hohlraum für die weibliche Sexualität und so fort. Bosch sei ein exakter Kenner der damals gängigen Symbolik, der Natur,



aber auch der Bibel gewesen, heisst es. Und doch, wenn man sich die Bilder anschaut, die vielen fantastischen Szenen und Wesen, so will man nicht an absolutes Kalkül glauben. Von Künstlern wie H. R. Giger, dem Meister der Finsternis, weiss man, dass sie von Alpträumen geplagt waren, dass sie ihre Angstfantasien bewältigten, indem sie sie auf Leinwand festhielten. So erschufen sie intuitiv die wildesten Bilder zu den Kernelementen unseres Daseins: Trieb und Tod.

Wie ist das nun bei Hieronymus Bosch? Weshalb steht bei ihm am Ende des Lebenspilgerwegs immer die Hölle? Ist der Mensch für ihn tatsächlich verdammt? Oder ist es vielleicht einfach so, dass die Darstellung von Sünde und Hölle mehr Spass macht als die von Tugend und Himmel? Bei allen Bosch-Bildern zeigt sich dasselbe Muster: je näher an der Hölle, desto fantasievoller und lustbetonter die Darstellung.

Von dem wenigen, was über Boschs Leben bekannt ist, deutet nichts darauf hin, dass es

sich bei dem Maler um einen Querulanten, geschweige denn um einen Wahnsinnigen gehandelt hat. Im Gegenteil. Geboren wurde Jheronimus van Aken, so sein bürgerlicher Name, irgendwann zwischen 1450 und 1456 als viertes von fünf Kindern einer Künstlerfamilie in 's-Hertogenbosch oder Den Bosch, wie der Ort auch genannt wird. Über seine ersten zwanzig Lebensjahre ist nichts aufgezeichnet. Um 1480 ehelichte der Künstler die begüterte Kaufmanns- und Patriziertochter Aleid van der Mervenne, was darauf hinweist, dass er und seine Familie keineswegs Aussenseiter waren.

Kreativität und strenge Regeln

Hieronymus Bosch, wie er später in Anlehnung an seinen Herkunftsort seine Bilder unterzeichnete, wurde gar in den inneren Zirkel der Liebfrauenbruderschaft aufgenommen, eines geheimnisvollen Bunds, wo sich die religiöse, politische und wirtschaftliche Elite der Stadt zusammengeschlossen hatte. Die Mitglieder mussten eigenen Grundbesitz vorweisen können und einem geistlichen Stand angehören. Bosch hatte eine Tonsur (entferntes

Kopfhaar aus religiösen Gründen), allerdings eine kaum sichtbare am Scheitel. Der Kreative gehörte also zum erlauchten Kreis der Elite, er unterstellte sich hierfür den strengen Regeln und Riten einer Bruderschaft, ob aus Geschäftssinn oder aus Überzeugung, bleibt offen.

Die Bruderschaft jedenfalls ermöglichte Bosch, auf das Wissen der Orden zurückzugreifen. Entsprechend ist anzunehmen, dass er sehr belesen und gebildet war. Trotzdem ist nicht auszuschliessen, dass auch er von gewissen Wahnbildern, vielleicht auch Alpträumen verfolgt wurde. Auf fast allen Höllendarstellungen Boschs sieht man im Hintergrund die Silhouette einer brennenden Stadt. Womöglich bringt er hier ein eigenes traumatisches Jugenderlebnis ein: Am 13. Juni 1463 verwüstete ein Stadtbrand 's-Hertogenbosch, die Flammen erfassten auch Boschs Elternhaus, das direkt am grossen Marktplatz lag.

Nach der Hochzeit zog Bosch ins viel noblere Haus seiner Angetrauten, nur wenige Meter vom Elternhaus entfernt, ebenfalls am Marktplatz gelegen. Bosch hatte also ständig ein Gewimmel von Marktleuten im Blickfeld,

ein Gewimmel, wie man es auf seinen Bildern sieht. Bloss dass er da die Marktleute durch Fantasiefiguren und ausschweifend sündigende Menschen ersetzte. Wie wichtig es für ihn war, ständig neue Bildwelten zu erschaffen, ist auf einer Inschrift über einer seiner Zeichnungen zu lesen: «Armselig ist der Geist, der immer von den Funden anderer Gebrauch macht und sich nichts selber ausdenkt.»

Überhaupt sind die Zeichnungen, von denen erstaunlich viele erhalten sind, erhellende Dokumente: Bosch konnte sich da austoben, ohne einer moralischen Botschaft verpflichtet zu sein. Auf den Blättern sind viele seiner Monster und Dämonen skizziert, Tiere, vor allem Eulen, aber auch Menschen vom Rand der Gesellschaft und unbeschwert spielende Kinder. Hier finden sich viele frei erfundene Kreaturen, auch Mischwesen von Mensch und Tier, von denen es später einige auf Gemälde schafften.

Der Vorteil des Provinzkünstlers

Bosch hat seine Heimatstadt mutmasslich nie verlassen, jedenfalls gibt es dazu keine Aufzeichnungen. Matthijs IJssink, Kurator der Ausstellung, meint, diese selbstgewählte Isolation sei vielleicht entscheidend gewesen,



Die grosse Versuchung: «Der Tod und der Geizhals».



Sinn für Humor: Bosch-Bildnis.



Der Zeit voraus: Zeichnung.



Feuerwerk der Fantasie: aus «Die Versuchung des heiligen Antonius».



Alles strebt der Sünde zu: Detail aus «Der Garten der Lüste».

dass der Künstler mit seiner ganz eigenen Formen- und Figurenwelt seiner Zeit weit voraus war: «Es könnte sein, dass ihn das vor Beschränkungen befreit hat, denen man unterliegt, wenn man in einer Metropole arbeitet. Er musste nicht modern sein – und war es trotzdem.»

Modern ist nicht nur die surrealistische Bildwelt, sondern auch die Botschaft. Bei Bosch sind alle Menschen gleichermassen der Sünde verfallen, Kleriker und Landstreicher, Kaufleute und Bauern, Männer und Frauen. Auf dem «Heuwagen»-Triptychon zum Beispiel folgen Menschen aller Stände und Schichten gierig dem verführerischen, goldglänzenden Wagen – und schreiten damit

direkt auf die Hölle zu. Diese egalitäre Weltanschauung, aber auch Boschs Appell an die Selbstverantwortung – jeder muss die Konsequenz seines Handelns selbst ertragen – haben bis heute ihre Gültigkeit.



Himmel und Hölle liegen bei Bosch nahe beieinander. Die Grenze ist oft schwer zu ziehen, das zeigt sich vor allem im «Garten der Lüste», Boschs berühmtestem Werk. In der Ausstellung ist das epochale Triptychon leider nicht ausgestellt, der Madrider Prado wollte es nicht ausleihen, anders als den «Heuwagen», der ebenfalls aus dem Prado stammt. Im Mittelteil des «Gartens der Lüste» sind alle Freuden des Lebens vereint: Bosch zeigt ein vermeintliches Paradies,

wo sich Mensch und Tier friedlich, in allen möglichen Varianten ihren (Geschlechts-)Trieben hingeben. Es herrscht ein Überfluss in sämtlichen Belangen des leiblichen Wohls, kein Wunsch bleibt offen. Doch dieser Garten ist ein falsches Idyll, ein Pseudoparadies, wo die Impulskontrolle völlig ausgesetzt hat: Es

Je näher an der Hölle, desto fantasievoller und lustbetonter die Darstellung.

ist der Vorort zur Hölle, die im Bildflügel rechts dargestellt ist.

Und doch: Eine abschreckende Wirkung ist hier nicht festzumachen, im Gegenteil. Die Hölle, wo das ausschweifende Leben hinführt, ist zwar abgründig und finster, aber doch ein Feuerwerk der Fantasie. Da ist ein Vogel-mensch, der einen Menschen verschlingt, dem Vögel aus dem Hintern fliegen; da sind zwei riesige Ohren, die zwischen sich keinen Kopf, sondern ein Messer haben, und vieles mehr. Dieser Ort der Verdammnis ist dermassen liebevoll gemalt, dass die Neugier grösser ist als jegliche Furcht. Wie konnte so etwas bei den Klerikern durchgehen?

Niemand nahm Anstoss

Erstaunlicherweise gibt es keinerlei Hinweise darauf, dass Bosch zu Lebzeiten mit seinen Darstellungen Anstoss erregt hätte oder dass seine lustvollen Höllenkreaturen als Frevel angesehen worden wären. Dabei stellt man sich das Spätmittelalter – der reformatorische Bildersturm stand in den Niederlanden kurz bevor – nicht gerade als heitere Epoche vor. Doch Bosch war nicht nur ein angesehenes und bewundertes Mitglied der örtlichen Elite, seine Kunst war gefragt, bis weit über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus. Der Meister beschäftigte in seiner Werkstatt mehrere Mitarbeiter, die Auftragsbücher waren gut gefüllt. Seine Bilder, davon kann man ausgehen, wurden von breiten Kreisen geschätzt.

Das Rätsel des Hieronymus Bosch, was er mit seinen Bildern tatsächlich bezweckte, wird wohl nie ganz gelüftet werden. Was uns aber die Bilder mitgeben: Die Menschen damals, selbst die Kleriker, hatten bei all den rigiden Moralvorstellungen doch einen ausgeprägten Sinn für Humor.

Hieronymus Bosch: Visionen eines Genies. Het Noordbrabants Museum, 's-Hertogenbosch, bis 8. Mai 2016. Der gleichnamige Katalog ist im Belsler-Verlag erschienen.

Eine grossartige Publikation des Gesamtwerks Boschs: Hieronymus Bosch. Das vollständige Werk. Taschen. 300 S., Fr. 41.90

Grosser Nonkonformist

«Der Name der Rose» machte Umberto Eco weltberühmt. Der italienische Universalgelehrte erkannte früh, dass man sich humorvoll und verständlich ausdrücken muss. Der Meister strotzte, auch in seinen Irrtümern, vor Fantasie. Von Pia Reinacher



Streitlustige Instanz: Umberto Eco.

Umberto Eco verriet einmal listigerweise, dass er über eine *libido scribendi* verfüge. Dieses kuriose Eingeständnis erhellt auf Anhieb die Besessenheit und den erotischen Reiz, der für den italienischen Weltautor im Schreiben lag. Er konnte nicht davon lassen – es war sein Lebenselixier, sein Vehikel, um über widersprüchliche Probleme nachzudenken, seine obsessive Technik, im Dunkeln Liegendes ans Licht zu heben sowie Ungerechtigkeit und Korruption anzuprangern.

Der 1932 in Alessandria im Piemont geborene und aus einfachen Verhältnissen stammende Intellektuelle sprach gerne ironisch über den Nebel, der im Piemont oft über der Landschaft liege und alles verdüstere – und dass er sein Leben dem Wegblasen dieses Schleiers gewidmet habe, der die Verhältnisse Italiens verdunkle. Die Jugend im Piemont, die Landschaft, die Mentalität der dort lebenden Menschen, aber auch der Alltag in den 1930er und 1940er Jahren unter dem faschistischen Regime hatten den späteren Literaten, Philosophen, Medienwissenschaftler und Semiotiker geprägt und ihn für politischen Machtmissbrauch sensibilisiert.

Unelitärer Auftritt

Sein politischer Lieblingswidersacher war Berlusconi, an dem er sich bis ganz zuletzt festbiss – auch in seiner vor wenigen Monaten erschie-

nenen Abrechnung mit der Medienkultur, dem Roman «Nullnummer» (2015), der noch einmal Berlusconis Mediendominanz geisselt. Noch im vergangenen Herbst, als Eco bereits erkrankt war, aber offensichtlich geworden war, dass Berlusconi und sein Bunga-Bunga-Regime immer deutlicher an Boden verlieren würde, holte der Schriftsteller zu einem letzten Schlag aus. Sein Buchverlag, Bompiani, dem Eco immer treu geblieben war und in dem er in den sechziger Jahren als Lektor gearbeitet hatte, wurde an den Medienkonzern Mondadori verkauft, ein Unternehmen der Familie Berlusconi. Eco stellte selbst einen grossen Teil des Kapitals zur Verfügung, mit dem ein neuer Verlag – La nave di Teseo, Schiff des Theseus – gegründet werden sollte und in dem er fortan seine Bücher publizieren wollte. Der Verlagsname ist eine funkelnde Anspielung, denn nach der griechischen Überlieferung blieb das Schiff des Theseus immer dasselbe, obwohl im Laufe der Zeit all seine Bestandteile ausgetauscht wurden.

Umberto Eco war ein Generalgenie, ein literarischer Allesfresser, ein zorniger Rebell und eine streitlustige Instanz und machte keinen Unterschied zwischen Erhabenem und Trivialem. Er liebte das Spektakel und den öffentlichen Auftritt, er war in allen Talk-Runden als eloquenter wie angriffiger Gast gefragt. Da er

perfekt Französisch (er hatte in Paris ein *pied-à-terre*), Deutsch (seine Frau war eine deutsche Museumsdidaktin) und Englisch sprach (er bekleidete unzählige Gastprofessuren an den renommiertesten Universitäten der USA), übersprang er wie wenige andere italienische Intellektuelle schwerelos die Landesgrenzen.

Unterstützt wurde seine Dauerpräsenz in der Öffentlichkeit von einem dunkellos Auftritt, der für Italiens Elite ungewöhnlich ist. Der frühere Professor für Semiotik am Polytechnikum Mailand (1969–1971) und an der renommierten Universität Bologna (ab 1971) war sich nie zu gut, als Kolumnist für *l'Espresso*, *Il Giorno*, *La Stampa* oder den *Corriere della Sera* zu schreiben. Sein am kommenden Freitag erscheinendes letztes Buch, «Pape Satàn Aleppe», versammelt Texte, die er seit 2000 für die Wochenzeitschrift *l'Espresso* geschrieben hatte.

Umberto Eco war einer der ersten universitären Nonkonformisten, die erkannten, dass der Intellektuelle den Resonanzraum einer breiten Öffentlichkeit nutzen und mit den Menschen in einer flüssigen, humorvollen und leicht verständlichen Sprache kommunizieren muss, wenn er seine Botschaften breit streuen will. Schon sein Start ins Berufsleben verriet einen erfrischenden Mangel an Berührungängsten: Zwar hatte Eco über ein so präntiöses Thema wie die Ästhetik des Thomas von Aquin an der Universität Turin promoviert. Daraus zog er aber zwei ungewöhnliche Schlüsse: Erstens trat er aus der katholischen Kirche aus, zweitens arbeitete er in der Folge als Programmredaktor beim italienischen Fernsehen RAI.

Weltberühmt wurde Eco mit seinem ersten Roman, «Der Name der Rose», der 1980 erschien, später in alle Welt Sprachen übersetzt und allein in den 1980er Jahren acht Millionen Mal verkauft wurde. Auch die Verfilmung durch Jean-Jacques Annaud mit Sean Connery in der Hauptrolle erregte viel Aufsehen. Der mittelalterliche Krimi um eine Benediktinerabtei im Jahre 1327 erwies sich als ein vor Fantasie, historischer, politischer, religiöser und sozialer Bildung nur so strotzendes Werk. «Der Name der Rose» stand am Anfang von Ecos Weltkarriere – dabei geht gerne vergessen, dass seine semiotischen Werke «Einführung in die Semiotik» (1972) und «Das offene Kunstwerk» (1973) bis heute als verbindliche Standardwerke der Semiotik und Kulturtheorie gelten. Umberto Eco starb 84-jährig nach langer Krankheit in Mailand. Italien hat mit ihm einen seiner brilliantesten Vordenker verloren.

Sympathischer Diktator

Am Montag präsentiert das Lucerne Festival den neuen Chefdirigenten des Festspielorchesters: Riccardo Chailly. Der charismatische Italiener wird die Arbeit seines legendären Vorgängers Claudio Abbado fortführen, dem er persönlich nahegestanden hat. *Von Christian Berzins*

Endlich war Riccardo Chailly am Ziel – keine Minute später wurde er als «Arschloch» und «Stück Scheisse» beschimpft. Dem Dirigenten passierte das am 7. Dezember anlässlich der glanzvollen Saisonöffnung der Mailänder Scala, wo die Parkettkarte 2500 Euro kostet. Der neue Titel, Musikdirektor der Scala, und der Jubel von Premierminister Matteo Renzi sowie den *loggionisti*, den Stehplatzbesuchern, konnten ihm jetzt gestohlen bleiben.

Regisseur Moshe Leiser hatte dem Maestro nach Verhalten des Applauses hinter der Bühne mit ironischem Unterton zum Erfolg gratuliert und ihn nur Sekunden später als «asshole» und «stronzo di merda» betitelt. Die dank eines offenen Radiomikrofons das Geschehen mit-hörende Klassikwelt war geschockt darüber, wie viel Aggression sich während der Probe-wochen angesammelt hatte.

War's ein Trost, dass die Regie nach ein paar Tagen vergessen war, dass das Dirigat mit all seiner Glut bleibende Massstäbe setzte? Die famose Leistung von Anna Netrebko als Titelheldin in Ehren, aber es war Chailly, der die bis-weißen sperrige Verdi-Oper «Giovanna d'Arco» mit all ihren Brüchen zu neuem Leben erweckte: Er hatte sich nicht gescheut, ihre rauen Seiten zu betonen. Die Spiellust des verwöhnten Scala-Orchesters war prächtig.

An Abbados Grab

Im Sommer erwartet den 63-jährigen Feuerkopf die nächste grosse Herausforderung, dann wird er Chefdirigent des Lucerne Festival Orchestra, des Klangkörpers der 2014 verstorbenen Dirigentenlegende Claudio Abbado. Mit Chailly hat Luzern einen eigenständigen Dirigenten verpflichtet, der immer etwas unter seinem Wert gehandelt wurde. Dabei wird vergessen, dass er einer der wenigen Dirigenten ist, die bei einem grossen Label, bei Decca, nach wie vor CDs einspielen dürfen. Kein Wunder: In Amsterdam beim legendären Concertgebouw-, dann in Leipzig beim Gewandhausorchester hat er gezeigt, wie gut er es versteht, einen Klangkörper zu formen. In Leipzig beweist er seit 2005, wie modern man mit einem Traditionsorchester Klassiker wie Bach, Mendelssohn, Brahms und Beethoven spielen kann. Angst vor berühmten Vorgängern hat Chailly keine: An der Scala hiessen sie Abbado, Riccardo Muti und Daniel Barenboim.

Mit Abbado hatte Luzern eine Ausnahme-gestalt, die dem Festival eine weltweite Exklusivität verlieh. Einzig am Lucerne Festival res-

pektive jeweils auf der folgenden Tournee mit dem Festspielorchester dirigierte Abbado grossinfonische Werke. Da wollte die Welt mit-hören. Das sich nur im Sommer formierende Orchester wurde zum Luzerner Botschafter. Wiederholen kann man diesen Glückszustand nicht. Chailly kann es aber schaffen, den Leuchtturmstatus des Festspielorchesters zu bewahren. Der Italiener ist ein Alleskönner, der fern des Klassikzirkus lebt. Will heissen: Man kann auch Stardirigent sein, ohne das Wiener Neujahrskonzert dirigiert zu haben.

Vor knapp zwei Jahren sass ich das letzte Mal mit ihm zusammen, damals in seinem Büro in Leipzig, redete mit ihm unter anderem über den verstorbenen Claudio Abbado und stellte die Frage: «Maestro, Abbados Luzerner Idee des <Orchesters der Freunde> – würde Sie das reizen?» Er nickte und sagte: «Gegenseitige Sympathie ist für eine erfolgreiche Zusammenarbeit ungemein wichtig – nicht nur auf der Bühne. Allerdings braucht es auch Disziplin, und die beruhte einst auf einer Dirigentendiktatur. Diese Disziplin ist eine Folge der Liebe, die wir zueinander haben.» Die Worte hätten von Abbado sein können.

Chailly und Abbado hatten sich nahegestanden. Als man in der leeren Scala zwei Wochen nach Abbados Tod den Trauermarsch für den Verstorbenen spielte, stand Chailly mit Tausen-

den anderen auf der Piazza della Scala. «Ich war im Publikum, als er 2012 nach vielen Jahren nach Mailand zurückkehrte und Mahler dirigierte. Und ich habe mit meiner Frau Gabriella die Kirche in Bologna besucht, wo er aufgebahrt war.» In den frühen 1970ern war Chailly Assis-

In Amsterdam und Leipzig hat er gezeigt, wie gut er es versteht, einen Klangkörper zu formen.

tent von Abbado gewesen. Bei ihm lernte er, dem Orchester immer mehr Freiheit zu geben – und sich selbst auch. «Das ist eine Kunst, sie beruht auf einem festen Glauben ans Orchester. Das sah man am besten bei Abbados Arbeit mit dem Lucerne Festival Orchestra. Man spürt sofort diese ungeheuerliche Vertrautheit. Sie ist der Schlüssel. Eine Stufe nach der Vertrautheit kommt die Freiheit – das ergibt grosse Musik.»

Chailly startet im August 2016 in Luzern mit jenem Werk, das Abbado 2012 an- und dann kurzfristig abgesetzt hatte – mit Mahlers gigantischer Achter, der «Sinfonie der Tausend». Damit vollendet er Abbados Luzerner Mahler-Zyklus.

Konzerte: 12. und 13. August, KKL Luzern. Karten ab 7. März: www.lucernefestival.ch



«Fester Glauben ans Orchester»: Riccardo Chailly.

Top 10

Knorrs Liste

1	The Revenant	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
2	Hail, Caesar!	★★★★☆
	Regie: Joel & Ethan Coen	
3	Mustang	★★★★☆
	Regie: Daniz Gamze Ergüven	
4	Suffragette	★★★★☆
	Regie: Sarah Gavron	
5	The Danish Girl	★★★★☆
	Regie: Tom Hooper	
6	Brooklyn	★★★★☆
	Regie: John Crowley	
7	Colonia	★★★☆☆
	Regie: Florian Gallenberger	
8	Zoolander 2	★★★☆☆
	Regie: Ben Stiller	
9	Deadpool	★★★☆☆
	Regie: Tim Miller	
10	The Hateful Eight	★★★☆☆
	Regie: Quentin Tarantino	

Kinozuschauer

1 (1)	Deadpool	41 710
	Regie: Tim Miller	
2 (2)	Dirty Grandpa	12 023
	Regie: Dan Mazer	
3 (-)	Hail, Caesar!	10 254
	Regie: Joel & Ethan Coen	
4 (4)	Alvin and the Chipmunks	8434
	Regie: Walt Becker	
5 (3)	The Hateful Eight	7451
	Regie: Quentin Tarantino	
6 (7)	Der grosse Sommer	6423
	Regie: Stefan Jäger	
7 (5)	The Revenant	5753
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
8 (-)	Zoolander 2	5491
	Regie: Ben Stiller	
9 (6)	Heidi	5482
	Regie: Alain Gsponer	
10 (-)	Colonia	4223
	Regie: Florian Gallenberger	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (2)	Alles steht kopf (Disney)
2 (1)	Der Marsianer – Rettet Mark Watney (Fox)
3 (2)	Everest (Universal)
4 (6)	Man lernt nie aus (Warner)
5 (5)	Sicario (Impuls)
6 (4)	Hitman: Agent 47 (Fox)
7 (7)	Maze Runner (Fox)
8 (-)	Der Bestatter – Staffel 4 (Praesens)
9 (-)	Criminal Minds – Staffel 10 (Disney)
10 (-)	Castle – Staffel 7 (Disney)

Quelle: Media Control



Katholische Kirche im Visier: «Spotlight»-Team mit Walter Robinson (Michael Keaton, M.).

Kino

Wühlen in den Sakristeien

«Spotlight» erzählt furios den Missbrauchsskandal der katholischen Kirche in Boston aus dem Jahr 2002.

Ein Journalistenfilm ohne Pathos. Von Wolfram Knorr

Keine Allüren beim Auftritt, kein Heckmeck im Büro. Als Marty Baron (Liev Schreiber), neuer Chefredaktor des *Boston Globe*, das für Langzeitrecherchen zuständige «Spotlight»-Team in sein Büro bittet und fragt, warum es sich nicht intensiv mit den Missständen der katholischen Kirche auseinandersetze, erntet er betretenes Schweigen. Walter Robinson (Michael Keaton), Michael Rezendes (Mark Ruffalo) und Sacha Pfeiffer (Rachel McAdams) reagieren ratlos und verblüfft zugleich. Marty Baron ist nicht nur aus dem fernen, eher lockeren Miami ins klerikal festgefügte Boston geschneit, er ist auch noch Jude! In der Hochburg des Katholizismus!

Weg vom Edel-Image

Sozusagen in der Sakristei herumzuwühlen unter einem solchen neuen Chef, ist nicht gerade die beste Voraussetzung für eine Zeitung, die nun mal Leser und Anzeigen braucht. Trotzdem bittet Baron sein investigatives Team unbeirrt, dem Gerede nachzugehen, die Kirche zum Primeur zu machen. Er trägt das Vorhaben seinem Verleger vor und erhält grünes Licht – und aus der Recherche wird ein Skandal, der 2002 nicht nur Boston, sondern den gesamten katholischen Klerus in den USA erschütterte. In amerikanischen Filmen geniessen Journalisten neben Anwälten einen

besonderen Ruf. Wenn sie nicht als hinterfotzig dargestellt werden, dann gleich als heroische Monumente der Demokratie. Die beiden Watergate-Helden Robert Redford und Dustin Hoffman in Alan Pakulas «All the President's Men» (1976) wurden fast als Giganten dargestellt, wobei der deutsche Titel ausnahmsweise mal ihr Edel-Image noch besser einfiel: «Die Unbestechlichen» (in «Truth» darf Redford als Anchorman Dan Rather wieder eine solche Figur mimen).

Vor diesem Hintergrund ist Tom McCarthys «Spotlight» über die Enthüllungen der zahlreichen sexuellen Missbräuche in Bostons katholischer Kirche eine Offenbarung: Die Reporter sind Normalos, in ihren Augen lodert nicht das Feuer der Aufklärung, sondern sanfte Übermüdung. Mit Angestelltenroutine halten sie ihre tägliche Tretmühle in Gang. Sie gehen ihrer Arbeit auch nicht anders nach als andere, und das Kennzeichen des neuen Chefs besteht darin, dass er scheinbar keines hat.

Weshalb nicht schon viel früher?

Die Recherchen und Kontakte mit herablassenden Behördenvertretern und Anwälten gestalten sich zäh, denn die Stadt ist mit der Kirche seit eh und je aufs Engste verzahnt. So passt auch ins Bild, wenn ein hoher Mittelsmann Walter Robinson gegenüber mit Süffi-

sanz die Bemerkung fallenlässt, dass der neue Chefredaktor Jude sei. Es wird gemauert und gelogen, abgewiegelt und gedroht – und der Kardinal weiss natürlich von nichts.

Diesen verbissenen, immer wieder von Rückschlägen getragenen Enthüllungsprozess in eine spannende Erzählung zu verwandeln, ist das grosse Verdienst von Tom McCarthy («The Station Agent»), der auch das Drehbuch schrieb. Ohne jeglichen Glamour und ohne Journalistenpathos zeigt er die Reporter bei ihrer Arbeit, die bald über ihren Scoop erschrecken, der weit über die katholische Kirche hinaus die Öffentlichkeit erschüttert. Warum, fragen sie sich, haben wir uns nicht schon viel früher um das Thema gekümmert? Wollten sie nichts davon wissen? Das gewinnt, gerade vor dem Hintergrund einer allgemeinen Pressekrise, hohe Brisanz. Nicht umsonst ist «Spotlight» für sechs Oscars nominiert worden. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Chocolat — Der entlaufene Sklave Rafael Padilla (Omar Sy) verdingt sich in einem Provinz-zirkus als zähnefletschender «Kannibale». Das Gelächter des Publikums bringt den erfolglosen Clown George Footit (James Thiérrée) auf die Idee, mit dem Schwarzen als Duo aufzutreten und Hanswurst-Nummern zu entwickeln.



Geld und Ruhm: «Chocolat».

Fragen Sie Knorr

Mit Tarantinos «The Hateful Eight» und Iñárritus «The Revenant» sind momentan gleich zwei Western erfolgreich. Ist da was dran, dass der totgesagte Western wieder im Kommen ist? W. A., Schlieren

Ja, auch wenn Vorsicht geboten ist. Denn die Mehrheit der neuen Western, wie etwa «Slow West» oder «Bone Tomahawk», landet gleich auf dem DVD-Markt. Wagt man sich an teure Produktionen, greift man lieber zu «sicheren Werten» wie den einst sehr erfolgreichen «Glorreichen Sieben». Antoine Fu-



qua arbeitet an einem Remake. Über Tarantino hört man, er wolle eine alte TV-Western-Serie verfilmen, und Clint Eastwoods Filius Scott spielt im Bürgerkriegsdrama «Diablo». Es gab sogar einen österreichisch-deutschen Alpen-Western, der leider floppte: «Das finstere Tal». Dass Western wieder im Kommen sind, ist vielleicht auch ein Reflex auf den Effekte-Kino-Wahn.

Bald haben sie unter dem Namen «Footit et Chocolat» einen solchen Erfolg, dass sie nach Paris in den legendären Nouveau Cirque engagiert werden, ihre Nummern immer ausgefeilter gestalten und zu Geld und Ruhm kommen. Doch mit dem Erfolg wächst bei Chocolat auch das Bewusstsein für seine soziale Rolle. Er will nicht immer nur der Geprügelte sein, lebt auf grossem Fuss, verschuldet sich und möchte endlich ernst genommen werden. Die Chance scheint zu kommen, als er tatsächlich als erster Schwarzer Othello spielen darf. Doch das Publikum buht ihn aus, er wird, weil papierlos, denunziert, im Knast gedemütigt, und die Freundschaft mit Footit scheitert endgültig. In der Belle Epoque, der Wende zwischen 19. und 20. Jahrhundert, war Padilla tatsächlich der erste schwarze Clown auf einer europäischen Bühne und entwickelte mit Footit Clown-Nummern, die Schule machten. Mit Omar Sy, seit «Intouchables» ein Star Frankreichs, und dem Charlie-Chaplin-Enkel James Thiérrée gelang Regisseur Roschdy Zem eine kluge Auseinandersetzung mit dem Rassismus in tragikomischer Dimension. ★★★★★☆

Keeper — Maxime (Kacey Mottet Klein) und Mélanie (Galatea Bellugi) sind gerade fünfzehn, voll jugendlichen Überschwangs und körperlicher Zuneigung – da wird Mélanie schwanger. Abtreiben oder nicht? Die Eltern einweihen oder nicht? In ihren naiven Vorstellungen einer gemeinsamen Zukunft verdrängen sie das Unangenehme, bis die Eltern es erfahren müssen – und die Wirklichkeit sie zu erdrücken droht. Der Spielfilmerstling des Belgiers Guillaume Senez ist der emotional wahrhaftige, konsequent durchgezogene Prozess eines Teenager-Paars, das sein Kind will, aber keinen Plan dafür hat und von den Manipulationen der Erwachsenen gebeutelt wird. Maxim hat das Talent eines grossen Tormanns (deshalb der Titel) und träumt von einer Karriere mit Haus und Pool und Kind. Einfach hinreissend. ★★★★★☆

qua arbeitet an einem Remake. Über Tarantino hört man, er wolle eine alte TV-Western-Serie verfilmen, und Clint Eastwoods Filius Scott spielt im Bürgerkriegsdrama «Diablo». Es gab sogar einen österreichisch-deutschen Alpen-Western, der leider floppte: «Das finstere Tal». Dass Western wieder im Kommen sind, ist vielleicht auch ein Reflex auf den Effekte-Kino-Wahn.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

The Girls, the Beat

Von Peter Rüedi

Selbstzitate gehören im Jazz zum Gewerbe. In Jazzkolumnen sind sie eher peinlich. Für einmal sei's erlaubt. Über die Band, welcher der Luzerner Drummer Fredy Studer den schrägen Namen Phall Fatale verpasste, hiess es Ende 2011 an dieser Stelle: «Dies ist die verwirrendste CD des Jahres [...]. Rock, Jazz, Songs, elektronische Soundscapes, Fetzen von Brutalo-Techno-Wummerbeats, versponnene, fast folkartige Lyrik, aus Noise-Gewittern plötzlich ätherisch poetische Erleuchtungen [...]: ein Crashkurs durch quasi alles, und immer schrammt die Karosse funkenstiebend gegen vorüberausende Leitplanken.» In den vier Jahren, die zwischen dem Erstling («Charcoal from Fire») und dem Opus zwei («Moonlit Bang Bang») der gegen alle Konventionen gehängten Gruppe vergangen sind, hat sich an der Explosivität ihrer Anarcho-Mischung wenig geändert, ausser dass sie noch enger zusammengewachsen ist. Schräg und scharf wie der kalauernde Titel («Phall» ist auch eine besonders pikante Sorte indischen Currys) ist auch die Besetzung mit zwei (auch mit Elektronik spielenden) Sängerinnen (Joana Aderi und Joy Frempong), zwei Kontrabässen (John Edwards und Daniel Sailer: bei einer Musik, die eigentlich eher einen E-Bass nahelegt) und Studers ebenso sparsamer wie mächtiger Perkussion.

Zwölf durchwegs kurze, sich aneinander reibende Songs (Studer: «Mir schwebt eine Verbindung von Song und Improvisation vor»), vom wunderbar hart groovenden und gleichzeitig intimen «The Girl, the Beat» bis zum abschliessenden «Night», einer Hymne an die Nacht der eigenen Art. Dazwischen schreckt der geerdete Innerschweizer Schlagzeuger auch nicht vor einem eigenen Arrangement von Edgar Varèses «Un grand sommeil noir» nach einem Text von Paul Verlaine zurück – nicht eben, was man im unverschämten «Avant-Pop» dieses Quintetts erwarten würde. Die Band, so selten sie sich wegen der über Europa verstreuten Wohnorte ihrer Mitglieder trifft, ist mehr Band als je. Zu hoffen, dass ihre zweite CD (immerhin auf dem Label des Erfolgstrios Rusconi in Kooperation mit einem britischen erschienen) auf der Szene so einschlägt wie die erste.



Phall Fatale: Moonlit Bang Bang. Qilin Records / Broken Silence / Slowfoot Records QLIN 009 / SLO CD 028

Heimspiel am Herd

Kitchenparty im Zürcher «Baur au Lac»; Bücher über Schönheit und das Älterwerden; Sopranistin auf Tournee. *Von Hildegard Schwaninger*



Irgendwann zieht man die Schürze aus: Das «Baur au Lac» lädt zur Kitchenparty.

Le Combat des Chefs», die traditionelle Kitchenparty im «Baur au Lac», findet am 16. März zum siebten Mal statt. Der kulinarische Event, an dem sich Spitzenköche messen und Gäste (Ticketpreis inklusive Getränken: 150 Franken) die Resultate essen und beurteilen, ist diesmal ein Heimspiel. Am Herd stehen die Küchenchefs des «Baur au Lac»: **Olivier Rais** («Rive Gauche»), **Laurent Eperon** («Pavillon») und **Maurice Marro**, Executive Chef des Hotels. Weiter **Andrea Kracht**, «Baur au Lac»-Besitzer höchstselbst, der sein Lieblingsgericht hinzaubern wird, sowie General Manager **Wilhelm Luxem** und Gastronomie-Consultant **Wolf Wagschal**, die den Gästen ebenfalls ihre Lieblingspeisen vorsetzen werden.

Dass diesmal für die Kitchenparty nicht Kochstars aus aller Welt eingeflogen werden,



«Tu Gutes mit Gutem»: Ehepaar Mang.

erklärt den humanen Eintrittspreis. Wolf Wagschal versteht etwas von guten Partys: Schöne Frauen und Musik sind wichtig. Gitarrist **Gee-K**, DJ **Teyst** und **Anastacia Pagniotou** sollen für Schwung sorgen, traditionell zieht man bei der Kitchenparty irgendwann die Schürze aus und tanzt bis spät nach Mitternacht in der Küche.

Auch im «Dolder Grand» tut sich viel. Eine spannende Lesung steht bevor. Professor **Werner Lothar Mang**, der bekannte Schönheitschirurg vom Bodensee, liest am 20. März aus seiner Autobiografie «Das wird ja immer schöner ...». Mang hat in seinem Leben diverse Kollateralschäden seines Berufs überstanden: Geldstrafen wegen vorsätzlicher Körperverletzung, Haftbefehl etc. Trotzdem gilt der blondgelockte, hochgewachsene Mediziner aus Ulm, der diverse Bücher über Schönheit und Schönheitswahn geschrieben hat, als berühmtester ästhetischer Chirurg Deutschlands. Mang polarisiert, ruft Neid hervor, da Helikopter, Ferrari und Häuser zu seinem Lebensstandard gehören. Davon lässt er sich nicht beirren, er ist Pate bei «Tu Gutes mit Gutem». Mang ist seit vierzig Jahren mit Sybille verheiratet; seine Frau sei stark und intelligent, sie müsse keine Angst haben, dass er mit einer Jüngeren verschwinde, pflegt er in Interviews zu sagen.

Womit wir beim nächsten Thema wären: Auch **Silvia Aeschbach**, Journalistin, Autorin und Bloggerin, legt ihr neues Buch vor. «Älterwerden für Anfängerinnen. Willkommen im Klub!» heisst es. Aeschbach wurde gerade 55, das Buch erscheint im Wörterseh-Verlag von **Gabriella Baumann-von Arx**, der Spezialistin für Betroffenheitsliteratur. Aeschbach schreibt in dem Buch über sich selbst und lässt dreizehn Frauen zwischen vierzig und siebzig zu Wort kommen. Buchtaufe ist am 8. März in der Buchhandlung Orell Füssli am Bellevue. Gedelt wird der Event durch einen Auftritt des wilden Entertainers **Endo Anaconda**.

Der Film «Heimatland», ein Gemeinschaftswerk von zehn Schweizer Regisseuren (darunter die Initiatoren **Jan Gassmann** und **Michael Krummenacher**), eine kritische und pessimistische Gesellschaftsanalyse der Schweiz, heimst Auszeichnungen ein. Am Max-Ophüls-Festival in Saarbrücken bekam der Film den Preis für gesellschaftliche Relevanz, nach dem Berner Filmpreis jetzt auch den Zürcher Filmpreis 2015, und für den Schweizer Filmpreis ist er nominiert. «Heimatland», von der *Saarbrücker Zeitung* als «wichtigster Schweizer Film des Jahres» bezeichnet, kommt – keine Selbstverständlichkeit für Schweizer Filme – auch im Ausland in die Kinos. Im April in Frankreich, Deutschland und Österreich.



«Ehre und Privileg»: Sängerin Chappuis.

Die Schweizer Mezzosopranistin **Marie-Claude Chappuis** wurde engagiert, um mit dem Gewandhausorchester und dem Thomanerchor Leipzig auf Asientournee zu gehen. Anfang März gastiert das berühmte Orchester zwischen Hongkong, Schanghai und Tokio mit der Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach, bevor es – traditionsgemäss – am Gründonnerstag und am Karfreitag in der Thomaskirche Leipzig auftritt. Die aus Freiburg stammende Marie-Claude Chappuis, die mit den namhaftesten Dirigenten (von **Riccardo Chailly** bis **Riccardo Muti**) gearbeitet hat, betrachtet das Gewandhaus-Engagement als «Ehre und Privileg».

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Feiern und sparen

Die Bloggerin Meredith Bodgas, 30, und der Ingenieur Paul Di Pilato, 30, taten an ihrer Hochzeit, was verpönt ist: sparen. Seither gilt sie als Expertin auf diesem Gebiet.



«Zweite Vorspeise»: Brautpaar Di Pilato-Bodgas.

«Big Spender»: Um den schönsten Tag zu feiern, greifen die Schweizerinnen und Schweizer tief in die Tasche: Sie verjubeln im Schnitt 25 000 Franken pro Fest. Eine durchschnittliche amerikanische Hochzeit kostet rund 35 000 Dollar, in New York geben die Leute 76 000 Dollar aus. Vieles gerät finanziell ausser Rand und Band. Vor allem wenn einem die Organisation über den Kopf wächst, werden extrem viele unnötige Ausgaben gemacht. Resultat? Überaus viele Paare verschulden sich: kein lustiger Start ins Eheleben.

Eigene Erfahrung: Paul und ich sind zusammen, seit wir dreizehn Jahre alt wurden. Bei unserer eigenen Hochzeit habe ich viele Tipps, die ich in der Zwischenzeit unter Tausende von Heiratswilligen gebracht habe, selbst angewendet. Wichtig ist, dass man sich für die Organisation entweder viel Zeit nimmt, um alles durchzurechnen und die günstigsten Varianten auszuloten. Oder dann extrem wenig Zeit für die Vorbereitung hat: denn dann können all jene Flausen, die den glücklichsten Tag zur Konsumfalle machen, gar nicht erst entstehen. Unser Fest war wunderschön und hat schlussendlich extrem wenig gekostet, was mir auch noch die Bewunderung meines Ehemannes eingebracht hat.

Sparfuchs-Prinzip: Verschwenderisch zu sein, ist einfach. So zu sparen, dass es niemand merkt, ist im Rahmen einer Hochzeit eine Kunst. Dabei gilt es, ein paar Regeln zu beachten: Wer in der Hochsaison heiratet, bezahlt in der Regel sehr viel mehr. Schnapszahlen als Heiratsdatum sind aus spartechnischer Sicht ebenfalls eine ganz dumme Idee. Hochzeitsräumlichkeiten, die nicht am Wochenende, sondern für den Montag oder Dienstag gebucht werden, kosten die Hälfte. Zeremonie und Fest sollen in der gleichen Location stattfinden, so werden teure Transportmittel wie Limousinen und Kutschen überflüssig. DJ, Catering und Band sollte man selbst ausfindig machen und buchen. Die auf Hochzeiten spezialisierten Restaurationsbetriebe bieten das alles an: allerdings zum doppelten Preis.

Details: Wer möglichst wenig ausgeben will, muss nun ins Detail gehen und allerdings damit rechnen, dass die Gäste den kreativen Geizkragen erkennen: Bereits bei den Einladungskarten kann man viel Geld sparen, indem man einseitige Karten wählt und pro Paar nur eine Einladung verschickt. Menükarten und anderes lassen sich auf dem Computer gestalten und kosten so gut wie nichts. Grosse Tische sind von Vorteil, denn man braucht weniger Tischwäsche und Dekorationsmaterial. Bei den Blumen nur saisonale Sorten wählen und sich auf zwei Sorten beschränken, Laternen und Kerzenständer, die man mieten oder bei Freunden ausleihen kann, peppen das Ganze kostengünstig auf. Beim Essen kann man getrost auf den Hauptgang verzichten, billiger ist es, den Gästen nach der ersten Vorspeise gleich noch eine zweite Vorspeise servieren zu lassen. Trinksprüche mit Champagner müssen nicht sein. Anstelle von teuren Weinen und harten Drinks schmecken auch Bier und alkoholfreie Fantasiedrinks.

Das Herzstück: Die Hochzeitstorte darf nicht fehlen; sie soll gross und imposant sein. Was aber ist das Teuerste am exklusiven Stück? Die kunstvollen Zuckerblüten und andere Dekorationen, die von Hand gefertigt werden. Billiger und ebenso schön: frische Blumen verwenden, um die Torte opulent zu schmücken. Wo ich nicht gespart habe? Logisch, bei meinem wunderschönen Brautkleid. Wie teuer es war, will ich – quasi aus Imagegründen – nicht verraten.

Meritalbliss.com

Protokoll: Franziska K. Müller

Exit

Von Andreas Thiel —
Es bleibt einem nichts erspart.

Kollege A: Wie geht es Ihnen, Herr Kollege?

Kollege B: Mein Schädel brummt. Es bleibt einem ja auch gar nichts erspart.

Kollege A: Wo sind denn die Patienten? Die sind doch hoffentlich nicht aus dem Fenster gesprungen.

Kollege B: Je älter die Menschen werden, desto höher steigt die Suizidrate. Unsere hohe Lebenserwartung ist eine zivilisatorische Zumutung.

Kollege A: Das stimmt. So lange hält es keiner in dieser Welt aus. Jedenfalls keiner, der bei gesundem Verstand ist.

Kollege B: Es bleibt einem eben nichts erspart.

Kollege A: Mit getrübttem Verstand lebt es sich noch unbeschwert. Wer seine Sinne nicht beieinander hat, nimmt wenig von der Realität wahr.

Kollege B: Dem klaren Kopf hingegen bleibt nichts erspart.

Kollege A: Zum Glück haben wir den grössten Teil des Lebens schon hinter uns.

Kollege B: Man kann nur hoffen, dement zu werden, bevor man den Verstand verliert.

Kollege A: Anstatt Medikamente gegen Demenz sollten wir Drogen suchen, welche die Demenz fördern.

Kollege B: Die Demenz ist die einzige Alternative zu Exit und Dignitas.

Krankenschwester: Und wie geht es uns heute?

Kollege A: Die Patienten sind weg.

Krankenschwester: Sie sind die Patienten.

Kollege B: Nein, wir sind Ärzte.

Krankenschwester: Sie sind Studenten und haben an einer Party zu viele Amphetamine eingenommen. Wir mussten Ihnen den Magen auspumpen.

Kollege A: Langsam erinnere ich mich wieder...

Kollege B: Mein Kopf wird auch etwas klarer...

Krankenschwester: Sie haben Glück gehabt. Aber Drogen sollten Sie keine mehr nehmen. Sie haben noch das ganze Leben vor sich.

Kollege A: Es bleibt einem nichts erspart.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Alle Artikel seit 2001 zum Nachschlagen.

Das Weltwoche-Archiv macht alle Beiträge der jüngsten Vergangenheit lebendig. Die einfache Volltextsuche garantiert schnelle Resultate. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff zu diesem einzigartigen Nachschlagewerk.



«Nicht bevormunden»

Mit der Umwelt-Arena hat Unternehmer Walter Schmid ein privates Zentrum für innovative und ökologische Technologien geschaffen.



«Wichtig ist, dass das Haus warm ist»: Unternehmer Schmid.

Herr Schmid, wir treffen Sie in der von Ihnen erbauten Umwelt-Arena in Spreitenbach. Was ist daran speziell?

Es ist meines Wissens das weltweit erste Ausstellungsgebäude, das mehr Energie erzeugt, als es verbraucht. Wir beliefern sogar teilweise den nahe gelegenen Cash & Carry mit Wärme.

Woher kommt die Energie?

Von integrierten Solarzellen auf dem Dach und einem Erdkollektor im Boden. Damit produzieren wir die Energie, die wir für den Betrieb des Gebäudes brauchen.

Sie entwickeln derzeit ein Mehrfamilienhaus in Brütten ZH. Dort verzichten Sie ganz auf einen externen Stromanschluss. Was geschieht bei wochenlangem Nebel und in harten Wintern?

Wir haben es zusammen mit Hochschulen durchgerechnet: Über den Durchschnitt der letzten zehn Jahre hätten wir in sieben

Wintern genug Energie produziert. In dreien hätten wir vielleicht ein Problem gehabt. Die Bewohner hätten aber nie frieren müssen. Und die Erde erwärmt sich ja bekanntlich.

Sie gelten als Autoliebhaber, waren Europameister im Autocross. Gleichzeitig sind Sie gemäss NZZ ein «Öko-Pionier».

Jeder Mensch hat eine Ökobilanz. Mein Hobby verschlechtert diese vielleicht ein kleines Bisschen. Privat fahre ich ein Biogasauto.

Was fahren Sie?

Die Biogasversion der E-Klasse von Mercedes. Sie kostet ein bisschen mehr und hat ein bisschen weniger PS als die konventionellen Modelle. Dank Kompogas aus Bioabfällen fährt sie aber CO₂-neutral. Die höheren Anschaffungskosten sind durch den günstigeren Gaspreis nach spätestens 70 000 Kilometern kompensiert. Und wenn ich hier zum

Fenster hinausschaue, dann stehen die Autos meistens im Stau.

Woher kommt Ihre Begeisterung für technische Verbesserungen?

Mit 22 habe ich ein Baugeschäft eröffnet. Wenn Sie ohne Geld anfangen, müssen Sie besser sein als die anderen, sparsam mit Ressourcen umgehen: Zum Beispiel keinen Beton verschwenden, möglichst keinen Holzverschnitt produzieren oder nachts die Kranheizung ausschalten. Am Anfang stand ein ökonomisches Interesse. Bis ich gemerkt habe, dass es ja auch der Umwelt guttut.

Wie verhalten sich Ökonomie und Ökologie zueinander?

Für mich muss beides stimmen. Wir eröffnen demnächst in der Umwelt-Arena eine Ausstellung über ökologisches Essen. Bei ökologischen Nahrungsmitteln gibt es drei Gewinner: den Konsumenten, der gesünder und besser essen kann, das Tier, das besser gehalten wird, und auch den Produzenten, der mit Bioprodukten einen höheren Preis verlangen kann. In meinem Verständnis sind Ökonomie und Ökologie nahe beieinander. Wichtig ist, dass es überall ohne Komforteinbusse geht. Wichtig ist, dass das Haus warm ist. Sie als Bewohner spüren nicht, ob es mit fossilen oder alternativen Energieträgern geheizt wird. Die Umwelt aber schon.

Es sei denn, ich zahle mit meinen Steuern dafür.

Als ich mit Solarenergie anfang, kostete ein Quadratmeter Fotovoltaik dreitausend Franken. Heute ist es gut ein Zehntel davon. Diesen Preiserfall verdanken wir der deutschen Energiepolitik. Böse Zungen nennen es den «Merkel-Effekt». Deshalb braucht es heute vermutlich keine staatliche Förderung mehr.

Wie stehen Sie zur Energiestrategie 2050 des Bundesrats?

Die heutige Politikergeneration entscheidet nicht, was in 35 Jahren sein wird. Ihr maximaler Planungshorizont liegt bei der groben Stossrichtung vielleicht bei zehn Jahren. Und die grobe Stossrichtung, nämlich eine Reduktion der fossilen Brennstoffe, ist richtig. Leider tun sich viele Politiker von rechts schwer damit, die Chancen zu erkennen. Dabei gibt es in keinem anderen Land der Welt so viele innovative Forscher und Unternehmer auf dem Gebiet. Es geht nicht darum, die Menschen zu bevormunden, sondern Chancen zu ergreifen.

Walter Schmid ist Unternehmer und Pionier der Energietechnik. Er machte die Geothermie in der Schweiz salonfähig und entwickelte mit Kompogas eine neue Technologie für Biogas. Derzeit errichtet er in Brütten ZH das weltweit erste energieautarke Mehrfamilienhaus, das diesen Sommer eingeweiht wird. Die von ihm initiierte Umwelt-Arena Spreitenbach ist ein öffentliches Ausstellungenzentrum für ökologische Technologien.

Die Fragen stellte **Florian Schwab**.



«Viel zu gefährlich»: Jean-Claude Biver mit seinem Ferrari 275 GTB/4.

Auto

Liebe und Mechanik

Uhrenmanager Jean-Claude Biver über seine Faszination für Handarbeit, wenn es um Uhren, Fahrzeuge und Käse geht. *Von David Schnapp*

Jean-Claude Biver, 66, ist neben Nicolas Hayek wohl der bedeutendste Mann in der jüngeren Geschichte der Schweizer Uhrenindustrie. Als sein Management-Prinzip nennt er die «Liebe», und wenn man ihm begegnet, stellt der geborene Luxemburger, der seit seinem zehnten Altersjahr in der Schweiz lebt, sofort Nähe her: mit einem offenen Lachen, einer herzlichen Begrüssung und einer kurzen Berührung an der Schulter des Gegenübers, die Vertrautheit signalisiert.

In seinem Geschäft, dem Verkauf von hochwertigen Uhren der Marken Tag Heuer oder Hublot, die nicht viel mehr können, als die Zeit anzuzeigen, gehe es um nichts weniger als die Erfüllung von Träumen, sagt Biver. Er illustriert es mit der Metapher eines kleinen Jungen, der von einem Ferrari träumt. «Ein paar wenige dieser Jungs, die von einem

Ferrari träumen, erfüllen sich als Männer irgendwann diesen Wunsch. Eine solche Marke lebt davon, dass sie Träume erfüllt.» Sein Traum sei es im Übrigen gewesen, einmal einen Bauernhof zu besitzen und Käse herzustellen. Biver hat das wahr gemacht. «Der Uhren-Bauer», titelte *Die Zeit*, und es taucht die Frage auf, wie der Käse Bivers eigentlich schmecke.

Alles wird verschenkt

«Ich hole mal den Käse», sagt der Tag-Heuer-Chef, springt auf, kommt kurz darauf mit seiner Assistentin und einem Tellerchen zurück, auf dem einige Streifen Käse liegen. Biver, das Marketing-Genie, antwortet auf die Frage, wie er seinen Käse beschreiben würde, mit einem lauten Lachen und dem schlichten Satz: «Ganz einfach: der beste Käse der Schweiz.»

Seinen Käse lässt der hochenergetische Manager herstellen wie eine Luxusuhr: aus besten Rohstoffen und in Handarbeit. «Wir machen einen Alpkäse, die Milch kommt von Kühen, die auf 1400 Metern über Meer ausgezeichnetes Gras fressen, und wir erwärmen die nicht entrahmte Milch über einem Holzfeuer auf

«Wenn man keine Rendite erzielen muss, spielen die Herstellungskosten keine Rolle.»

55 Grad. Für 60 000 Liter Milch brauchen wir achtzehn Tonnen Holz. Die Bakterienkulturen für die Fermentation kaufen wir nicht ein, sondern machen sie selber.» Dies sei ein Unterschied, sagt Biver, und man würde ihm sofort nicht nur den (unverkäuflichen) Käse abkau-

fen, sondern auch eine seiner Uhren, wenn man sie sich leisten könnte. Ein grosses Stück Käse, immerhin, gibt es am Ende des Gesprächs als Geschenk in einer schwarzen, hochwertig wirkenden Tragetasche zum Mitnehmen.

Seinen Traum vom eigenen Bauernhof und vom eigenen Käse hat Biver mit konkreten Vorstellungen in die Realität umgesetzt: «Ich wollte, dass der Käse gewissermassen im Mund schmilzt wie Trüffel. Er sollte nicht bröselig sein wie mancher Gruyère, sondern eher Fondue-ähnlich», sagt der Mann, der seinen Käse ohne kommerzielle Idee produziert und sich deshalb in seiner schwer zu widerlegenden Logik auch nicht darum schert, dass diese Art der Herstellung teuer ist. «Wenn man keine Rendite erzielen muss, spielen die Herstellungskosten keine Rolle», sagt er.

Sammler aus Leidenschaft

«Handarbeit, Tradition, Präzision» seien seine Leidenschaften, so Biver, der neben alten Uhren auch alte Autos sammelt. Die Gemeinsamkeiten seien offensichtlich: «Die erste Kupplung wurde von den Uhrmachern erfunden, um die Sekunde in einem Chronografen anzutreiben.» Eine Marke wie Ferrari baue Motoren für die Strasse, Uhrmacher bauten Motoren für das Handgelenk. Allerdings hat in beiden Disziplinen die Informatik die Mechanik als Haupttechnologie abgelöst. Biver stimmt zu, dass eine Smartwatch wie die neu lancierte Tag Heuer Connected vergleichbar ist mit einer modernen S-Klasse von Mercedes: Wunderwerke der Elektronik mit mechanischem Antlitz. Er bedaure diese Entwicklung keineswegs, sagt Biver. Er respektiere die Tradition, aber er sei kein Nostalgiker. «Ich lebe nicht in einem Museum», und überhaupt, Wiederholung halte er nur schwer aus, so Biver. «Ich kann nicht einmal einen Text, den ich geschrieben habe, noch mal lesen, weil es sich wiederholt.»

Das Sammeln von geschichtsträchtigen Fahrzeugen wie dem Ferrari 275 GTB/4 von 1966 (siehe Bild) sieht Biver nicht als Widerspruch zu seinem Glauben an den Fortschritt. «Ich kann mich auch für einen Tesla begeistern. Und der Abstandstempomat in meiner Limousine ist etwas vom Besten an diesem Auto. Ich liebe das Handwerk, die Tradition, aber gleichzeitig faszinieren mich die Möglichkeiten der Zukunft.»

Jean-Claude Biver, so viel ist nach wenigen Minuten Gespräch klar, macht die Dinge, die er anpackt, richtig. Zu seiner Autosammlung gehört folgerichtig auch gleich ein Garagenbetrieb: «Donati Biver DB12» in Vevey, der die Klassiker des Sammlers pflegt. «Wenn ich um 14 Uhr meinen Ferrari fahren möchte, rufe ich Alberto Donati an, und dann stimmt zur vereinbarten Zeit der Reifendruck, das Öl und der Batterieladestand. Ich gebe zu, das ist ein sehr

luxuriöses Hobby», sagt Biver, der auch gleich eingesteht, selber über keinerlei handwerkliche Fähigkeiten zu verfügen: «Wenn dieses Bild an der Wand runterfallen würde, könnte ich nicht garantieren, dass ich in der Lage wäre, es wieder ordentlich aufzuhängen.»

«Sie haben den Job»

Er möge zwar die Ambiance, den Geruch, die Emotion, den Klang klassischer Fahrzeuge, sagt Biver. Aber dennoch würde er niemandem empfehlen, ein altes Auto zu kaufen, um täglich hundert Kilometer damit zu fahren – «schon allein deshalb, weil es viel zu gefährlich ist». Jean-Claude Biver beschreibt sich als eher schnellen, aber nicht ungeduldigen Autofahrer, der gut antizipieren könne. Aber am liebsten sitze er sowieso als Beifahrer neben seiner Frau und nutze die Zeit, um zu arbeiten. «Meine Frau ist 55, also einiges jünger als ich, und ich empfinde es als grosses

«Ich empfinde es als grosses Privileg, von einer so jungen Frau chauffiert zu werden.»

Privileg, von einer so jungen Frau im Auto chauffiert zu werden», sagt Biver und lacht sein heiteres, leicht heiseres Lachen.

So, wie die Uhr am Handgelenk etwas über ihren Träger verrate, findet Biver, so könne man auch an der Art, wie jemand Auto fahre, Rückschlüsse auf den Charakter ziehen. Und dann erzählt er zum Abschluss eine typische Biver-Anekdote, ebenso unterhaltend wie überraschend: «Ich habe einmal in Los Angeles eine Frau, die sich für das Marketing von Omega beworben hatte, gebeten, mich am Flughafen abzuholen. Wir waren auf einem vierspurigen Highway, als ich bemerkte, dass sie in die falsche Richtung fuhr. Als ich es ihr sagte, wechselte sie langsam von ganz rechts nach ganz links, und als auf den gegenüberliegenden fünf Spuren kein Auto entgegenkam, überfuhr sie die dreifache Sicherheitslinie und machte einen U-Turn in die entgegen gesetzte Richtung. Ich sagte zu ihr: «Wir müssen nicht mehr ins Büro fahren, sie haben den Job.» Warum? Erstens hatte sie Mut und Selbstvertrauen – und keine Angst vor mir. Zweitens hat sie einen Fehler sofort korrigiert. Drittens hat sie eine Regel gebrochen, die im Gefahrenfall wichtig ist, sonst aber nicht. Und obwohl sie die Regel gebrochen hat, war sie vorsichtig. Und schliesslich hat sie bewiesen, sehr dynamisch zu sein.»

Das Auto, sagt Jean-Claude Biver zum Ende des Gesprächs, sei sein Freund. Er fahre damit, arbeite darin oder höre Musik. Und wenn das Google-Auto eines Tages zu haben sei, werde er sich eines kaufen. Dann könnte er selber entscheiden, ob er fahre oder ob das Auto fahre.

Wein

Yin und Yang

Von Peter Rüedi



Zu den verbreiteten Irrtümern im weiten Feld des Weingenusses gehört der, dass Eleganz und Power zwei sich ausschliessende Kategorien seien. Auch ich habe zuweilen gern leichte Weine. Aber ich gehöre nicht zur Fraktion derer, die sich bei jeder Etikette, die einen Alkoholgehalt von über 13 Volumenprozent anzeigt, bekreuzigen. Eleganz ist eine Qualität, die sich nicht nur in leichten Weinen findet. Sie ist eine Frage der Harmonie zwischen vielen Komponenten, des Gleichgewichts in der Gesamtaromatik zunächst, dann aber vor allem auch der Balance zwischen (möglichst eingebundenen) Tanninen, Alkohol, Säure und Mineralität. Nirgends lässt sich das besser erfahren als bei gelungenen Châteauneufs (oder dem vom Rhône-Spezialisten gemachten «Pics» aus dem Priorat; s. *Weltwoche* Nr. 07/16), bei denen sture «Leichttrinker» gelegentlich aus dem Staunen nicht herauskommen, wenn sie sich deren Alkoholgehalt vor Augen führen. Auch ich, nach manchem Irrtum einigermaßen dagegen gewappnet, wunderte mich, als mir der Ätna-Pionier Frank Cornelissen einst einen Nerello Mascalese mit nicht weniger als 17 Prozent vorführte. Ich hätte keinesfalls auf mehr als 14 Prozent getippt. Eben die weist denn der Ribera del Duero «Magna Vides» in der Ausgabe 2013 aus, den Andrea Sanz und Pablo Arranz seit 2005 aus teils über hundertjährigen Reben produzieren. Sie schmecken wie gefühlte 12 Prozent. Der Wein bringt mich mit seiner Verbindung von geballter Kraft und hoher Eleganz auf das Thema: Nach biodynamischen Grundsätzen bewirtschaftet, ergeben die auseinanderliegenden reaktivierten Parzellen pro Jahr gerade mal 3000 Flaschen. Weinbau mit dem Tropfenzähler, sozusagen. Allein, die schwarzvertieften Fruchtaromen machen, auch dank dem subtil dosierten Holzeinsatz, nicht nur einen mächtigen, sondern auch einen sehr verspielten, vielfältig changierenden, tänzerischen Wein. Yin und Yang sozusagen. Ein Wein, der sich je nach Stimmungslage seines Trinkers verändert. Was, zugegeben, für jeden Wein gilt, der diesen Namen verdient.

«Magna Vides» Ribera del Duero DO 2013. 14%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 36.–. www.gerstl.ch



«Ohne Peperoni»: Komponist und Musiker Jarre, 67.

MvH trifft

Jean-Michel Jarre

Von Mark van Huissing — Der französische Elektromusiker ist retour – mit einem Album und starken Ansichten.

Sie veröffentlichen den zweiten Teil Ihres Konzeptalbums – wie haben Sie die Plattenfirma dazu gebracht, das zu bezahlen? [Auf «Electronica Part 1: The Time Machine», das Ende vergangenes Jahr erschien, gab es fünfzehn neue Stücke, die er mit anderen Künstlern zusammen aufgenommen hatte; im Mai kommt «Electronica Part 2», noch einmal mit fünfzehn neuen Kollaborationen.]» – «Haha, Sie müssen Sony fragen ... Für mich hat sich nichts geändert. Doch offensichtlich gibt es eine Krise in der Musikindustrie: Es ist ein Fakt, dass die Leute noch nie so viel Musik gehört haben wie heute und dass noch nie so viel Geld damit umgesetzt wurde – bloss haben die Urheber noch nie so wenig davon bekommen. Dieses Ungleichgewicht muss ausgeglichen werden; es kann nicht sein, dass eine Firma wie Spotify [digitaler Musikdienst] ihre Aktionäre zu Milliardenären macht und die Musiker, die dafür verantwortlich sind, am Ende des Jahres mit

ihren Lizenzgebühren grade mal eine Pizza zahlen können, ohne Peperoni.» – «Gut für Sie, dass Sie viele Millionen Tonträger verkauft haben zu einer Zeit, als Künstler noch zehn Franc oder so pro Album verdienten ...» – «Ich möchte nicht erzählen, früher sei's besser gewesen, das wäre reaktionär. Aber zurzeit ist es so, dass Musiker, auch Filmemacher, Schriftsteller oder Journalisten einen Nebenjob brauchen – denn von ihrem Traum können sie nicht leben, jedenfalls am Anfang der Laufbahn. Das ist unfair und muss sich ändern.»

Jean-Michel Jarre, 67, ist ein französischer Musiker, Komponist und Musikproduzent; sein Vater war der Komponist Maurice Jarre, dessen Filmmusik zu «Lawrence von Arabien», «Doktor Schiwago» und «Reise nach Indien» jeweils mit dem Academy Award (Oscar) ausgezeichnet wurde. Einem breiten Publikum bekannt wurde Jean-Michel Jarre 1977 beziehungsweise 1978 mit seinen Kompositionen für Synthesizer auf

den Alben «Oxygène» respektive «Equinoxe». Mit über achtzig Millionen verkaufter Tonträger ist er der bestverkaufte französische Musiker, «Oxygène» ist das bestverkaufte französische Album. Mit dem jüngsten Album «Electronica Part 1: The Time Machine» erreichte er seine besten Chart-Platzierungen seit 1983, etwa Rang vier in Deutschland. Er war bisher drei Mal verheiratet, mehrheitlich mit Schauspielerinnen – etwa von 1978 bis 1996 mit Charlotte Rampling, mit der er einen Sohn hat, aus erster Ehe hat er eine Tochter. Mit Isabelle Adjani war er verlobt, bevor er Anne Parillaud heiratete (geschieden 2010). Er lebt in Paris; dieses Gespräch – wir redeten englisch – fand im «Soho House» in Berlin statt.

«In der kreativen Industrie gilt immer mehr «Top oder Flop», in der Mitte schafft man's nicht – keine gute Entwicklung, sie schmälert die Lust am Ausprobieren, nicht wahr?» – «Absolut. Die Leute in der kreativen Industrie sind wie Spermien – es ist eine Lotterie, welcher der vielen kleinen Köpfe mit langem Schwanz das Ziel erreicht. Das ist kein Nischenthema für ein paar verwöhnte Kinder aus Amerika und Europa, die Musik machen, sondern ein soziales Problem. Aber ich erinnere mich, als ich ein junger Mann war, war Ökologie ein Thema, das nur ein paar Träumer interessierte. Heute kommt es im Programm jeder politischen Partei vor, von ganz rechts bis ganz links. Der nächste Kampf muss um geistiges Eigentum ausgetragen werden. Und das wird passieren, denn es gibt in jeder Familie ein Kid, das davon träumt, Schriftsteller zu werden, Fotograf oder Regisseur. Und die Lösung ist einfach: Auf jedem Gerät, das Musik abspielen, Texte wiedergeben kann und so, muss eine lächerlich kleine Gebühr erhoben werden – ein Euro auf einem Smartphone, das 500 oder 600 Euro kostet –, die eine Organisation sammelt und an die Content-Urheber weiterleitet. Und zweitens: Wir sind die Shareholder von Youtube und Spotify et cetera, ob das denen passt oder nicht. Und sie müssen uns bezahlen; die Leute, die diese Firmen führen, waren einmal Musik- oder Filmliebhaber, nicht unsere Feinde. Leider wurden sie zu *corporate monsters*, als sie Erfolg hatten.»

«Auf Ihrem neuen Album spricht Edward Snowden [amerikanischer Whistleblower] zu einem Track von Ihnen – haben Sie ihn getroffen?» – «Ja, ich bin im Kontakt mit ihm, aber das ist ein etwas heikles Thema.» – «Sitzt er immer noch in Moskau? Und haben Sie ihn persönlich getroffen?» – «Ja, er ist in Moskau, und ich habe Kontakt zu ihm ... Ich sage gern mehr, wenn das Album erschienen ist.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Ich bereite eine Tour vor, ich bringe dieses Projekt [«Electronica: The Time Machine»] an die Festivals des kommenden Sommers, ich war lange nicht auf Tour.»

Sein liebstes Restaurant: «Ma Bourgogne», 19, place des Vosges, Paris, Tel. +33 1 42 78 44 64

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15						16		
17										18				
19						20				21		22		
			23		24					25	26			
27		28					29			30			31	32
33					34	35		36				37	38	
				39							40	41		
42	43		44		45					46		47		
48				49					50					
51												52		
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Sie soll es schmecken lassen.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Wer ohne ihn trinkt, stirbt jünger, so Luther. 7 Diese Sexualität strebt nach dem anderen Geschlecht. 12 Eine verquere Reise. 15 Sie ist der Mafia auch nicht mehr heilig. 16 Grasbaumgewächs, wächst in Ostafrika. 17 Nennen wir es Reproduktion. 18 Das schaumige Genussmittel geniessen wir am besten in der Mehrzahl. 19 Costa Rica: Kanton und Stadt. 20 So ein Theater: dramatisch, musikalisch. 22 Man lernt nie aus: Aus diesem sollte man lernen. 23 Pastis und Sambuca: auf den Geschmack gekommen wegen ihm. 25 Unklar, ob Homer dort begraben liegt. 27 Im Kanton Obwalden dort am See. 30 Der vornehmen Frau ist das Ende an den Anfang gerutscht. 33 Mythisch, keltisch: Gereints Braut. 34 Die Brille, durch die Juden die Torah lernen. 37 Auf den Ausruf der Spanier reagieren auch gewisse Dänen. 39 Für die staatliche Sicherheit gedachte Macht. 40 Oh Schreck, denkt man wohl beim tollkühnen Helden. 42 Spanier sehen in der antiken Geldkiste eine Truhe. 45 Bekannt, die Oper aus Italien. 47 Musse gehört zum dolce far niente. 48 Der Prophet und sein Buch, gehört zum Tanach. 50 Er war Guerrillakämpfer und Friedensnobelpreisträger. 51 21. Jahrhundert: die Fussball-WM von dort. 52 Bei Homer hiess die Hafenstadt Ainos. 53 De Meaux muss folgen für den wahren Genuss. 54 Mit ihm lässt sich in Tunesien eigentlich alles bezahlen.

Senkrecht — 1 Japanische Stadt am Nagara. 2 Griechisches Alphabet, der sechste Buchstabe. 3 Sie sind bei einer Fakultät nicht fakultativ. 4 Wie Romands Erholung suchen. 5 Typisches amerikanisches Wasserfahrzeug. 6 Was die Eiche für uns, ist oak für Briten. 8 Per du mit ihr, die sein Glasnost unterstützte. 9 Mit solchem Würfel spielte vielleicht auch Nero. 10 Kalter Wind im Norden Spaniens. 11 CH-Geografie: Sie mündet in den Walensee. 13 Die Stimme: absolut Spitze. 14 Die beliebten Bretzeli haben einen Namen. 21 Musikalischer Niederländer, der gern die erste Geige spielt. 24 Die Einleitung kann sich schlicht auch so präsentieren. 26 Wie Buchmacher Wahrscheinlichkeiten angeben. 27 Ein Verhältnis, nicht platonisch sondern geometrisch. 28 Einer mit ausgeprägter olfaktorischer Wahrnehmung. 29 Der Künstler... malte kaum je die Pflanze... 31 Diese Fata lässt uns an der Wirklichkeit zweifeln. 32 Kurz: Nachfolgerin der CH-Kartellkommission. 35 Wer an Stromstärke denkt, hat wohl auch ihn im Kopf. 36 Eine Marke schon, doch ziemlich offensichtlich verändert. 38 Hilfe auf dem Weg nach oben. 41 Wenn die Seele das Schiff, sei er die Wahrheit. 43 Womit der Bau die Umwelt zerstört. 44 Wofür die vier Ringe auch im Fahren stehen. 46 Israelische Stadt mit dem Künstlerviertel Eshet Lot. 49 Nicht die Mutter Teresa, sondern eine aus Brasilien.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 455

T	I	P	P	T	O	P	P			M	A	N	E	T
A		R		R		R	A	B	A	U	K	E		A
C	A	R	B	O	N	A	R	A		S	T	A	D	L
O	K	L	A	J		E	I	N	D	E	U	T	I	G
	R	E	L	A	I	S		D		A		V		
J		S				E	R	S	P	A	R	N	I	S
A	H	R	A	T	E	V		C	U	M			D	
N	I	E		E		S	C	H	I	I	T	T	E	N
F	E	I	E	R	N			E	L	T	E	R	N	
A		S	T	R	E	U	I	I		O	R	A	D	E
L	E	I	N	O	E	L		B		S	O	N	E	
L		G	A	R	D	I		E	H	E	R	I	N	G

Waagrecht — 1 TIPPTOPP 6 MANET (Der tragische... = Titel eines Bildes v. Manet) 10 RABAUKE 12 CARBONARA 15 (Intriganten-) STADL 17 OKLAJ 18 EINDEUTIG 19 RELAIS 20 ERSPARNIS 23 ABRATEN 26 CUM (-ulus: Wolke) 27 NIE 28 SCHLITTEN 31 FEIERN 34 ELTERN 35 STREULI 37 ORADE 38 LEIN-OEL 39 SONE 40 GARDI 41 EHERING

Senkrecht — 1 TACO 2 PERLE (auch: perlenförmiger Tropfen) 3 TROJA 4 PRAESENS 5 PARI 6 MUSE 7 AKTUAR 8 NEAT 9 TALG 11 BANDSCHEIBE 13 AKRIBIE 14 BALS (Holz) 16 DIVIDENDE 21 PULL (engl. f. Sog, Anziehungskraft) 22 AMITOSE 23 ANFALL 24 REISIG 25 TERROR 29 TEROR 30 TRANI 32 ETNA (Ante, antike Architektur) 33 NEED (engl. f. Bedürfnis) 36 ULI (Hoeness)

Lösungswort — **PENETRATION**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

HUBLOT



BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com

hublot.com • f • t • i

CLASSIC FUSION
AEROMOON KING GOLD